



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

Gottfried August Bürger's
vermischte Schriften.

B i e r t e r T h e i l.

Göttingen, 1829.
In der Dieterischen Buchhandlung.

S n h a l t

des

s e c h s t e n B a n d e s.

Bermischte Schriften. Vierter Theil.

Seite
F r a g m e n t e .

- | | |
|--|-----|
| 1. Dido. Ein episches Gedicht; aus Virgil's Aeneis gezogen. | 5 |
| 2. Bellin. Erster Gesang. | 34 |
| 3. Hübnerus redivivus. Das ist: Kurze Theorie der Reimkunst für Dilettanten. . . | 45 |
| 4. Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus. | 80 |
| 5. Kritische Anmerkungen zu einigen Gedichten. | 184 |

A n h a n g . Varianten : Sammlung zu den Gedichten.

Vermischte Schriften.

Bieter Theil.

VI.

1

F r a g m e n t e.

D i b o.

Ein episches Gedicht; aus Virgil's Aeneis gezogen^{*)}.

Schreiben an den Herausgeber des Deutschen Museums,
statt der Vorrede.

Gännen Sie sich's vorstellen, mein Liebster, daß bei liegen-
des Fragment eines epischen Gedichts Dido, welches wir zu
gewarten haben, von einem jungen Manne herrühre, mit dem
ich von der Wiege an in der genauesten Verbindyng stehe, und
von welchem ich erst jetzt bemerke, daß er Verse machen
kann? Freilich kannte ich ihn schon längst als einen gütigen
Kopf, versehen mit allerlei seinen Kenntnissen, dem auch
das Herz nicht am untrechten Flecke fäße. Aber ein solches
Product hätte ich mir dennoch nie von ihm träumen lassen.
Er hatte Stolberg's und Bürger's Homerische Proben
und des Letzten antiharametrische Abhandlung im Deutschen
Merkur gelesen, und wollte sich durch eigene Versuche be-
lehren und überzeugen, wie weit Bürger Recht oder Unrecht

^{*)} Abgedruckt aus dem Deutschen Museum. I. Band. 1777. 193. Seite.

hätte. In Ansehung Homer's schien er Bürger's Meinung nicht abgeneigt zu seyn. 'Unsere Sprache, sagt er, ist zu voll - zu lang - zu starktönuend, um einen dem Griechischen ähnlichen Hexameter zu geben. Ueberdies ließe sich wohl die hohe reine Uesimplicity des Homer in dem Deutschen Hexameter nicht beibehalten. Der Deutsche Hexameter verführt zu blenden dem Farbenaustrag in Bildern und Prachtklang im Ausdrucke, wovon Homer nichts weiß. Manche einfältige schmucklose Stelle, die im Originale gefällt, würde, eben so einfältig und schmucklos in Deutscher Hexameter gebracht, entsetzlich fatal und langweilig klingen. Hergegen fällt sie recht wohl aus, wenn die ausgeredten, wackelnden hexametrischen in kürzere, straffere jambische Glieder zusammen gezogen werden.' —

Außer einer Homerischen Uebersetzung aber, meinte mein Mann, müßte man den Deutschen Hexameter keinesweges verwirren, wie er denn auch eine gänzliche Verwerfung in Bürger's Abhandlung nicht fand. So könnte, zum Beispiel, der Deutsche Hexameter es ganz gut mit dem Lateinischen aufnehmen, und wäre eine hexametrische Verdeutschung der Aeneis möglich, die sich allenfalls getrost neben ihr Original hinstellen könnte. Meinem Freunde Kol's ein, den Versuch mit dem vierten Gesange zu machen. Ich

erstaunte, als ich seine Proben sah, und stürzte auf ihn los, daß er die ganze Aeneis so geben möchte. Hierzu war er nun zwar nicht zu bewegen; allein er fäste dafür einen Entschluß, der mir noch willkommener war, nämlich, um nicht immer den bloßen Uebersetzer und Verfasser zu spielen, ein eigenes Ganzes aus der so interessanten und fruchtbaren Episode von der Dido zu dichten. Dies, welches seiner Vollendung nahe ist, wird aus mehrern Gesängen bestehen, und, außer dem vierten Buche der Aeneis, seinen Stoff größten Theils aus dem eigenen poetischen Vermögen meines Freundes erhalten. Gern, sagt er, wäre er schon mit diesem Virgilischen Bruchstücke an mancher Stelle noch freier umgesprungen, als geschehen ist, wenn er sich nicht vor den ästhetischen Künstlingen — fürchtete? — Er hat nicht Ursache, sich vor diesem lustigen Halbmannsgesindel zu fürchten! Mein! — wenn ihm nicht von Herzeusgrunde davor ekelte. 'Lieber, drückte er sich neulich aus, will ich Tage lang ein Concert von tausend Stahren, Keltern und Fröschen hören, als ansehen das Gehue und Hülsholen, wenn man etwa einem schulsässigen Gözen etwas genommen, oder gegeben hat. Wenn Jenes gleich nur Kupfer und Dieses Gold wäre, so soll und muß der Göze doch alle Mal gepreßt seyn.'

Mich verlangt von Herzen nach Ihrem Urtheile, und noch mehr, wenn Sie dieser Probe ein Plätzchen in Ihrem Museum geben können, nach dem Urtheile des Publicums über meinen neu ausfändig gemachten Dichter. Bamberg, den
10. Januar, 1777.

Stragm ent.

Aber die Königinn, längst zerrissen von innigem Ausruht,
Blutet an Wunden des Herzends und kocht' in heimlicher
Flamme.

Immer rauschte der Ruhm des Helden, und immer her Adel
Seines Geschlechts ihr noch dem Seelenauge vorüber.

Lief im Busen und fest behafsteten Wort und Geberde. 5

Vor dem Getümmel entwich die labende Ruhe den Gliedern.

Als am nächsten Morgen Apollon's röthliche Schwester

Mit erhobener Fad'l die Erbengesilbe beleuchtet,

Und die duftigen Nebel der Nacht vom Himmel vertrieben,
Wandte die Leidende so sich zu ihrer zärtlichen Schwester: 10

Anna, die schrecklichste Nacht hab' ich in Qualen verwacht!
Schwester, welch ein Gast hat unsere Schwelle betreten!

Welche Gestalt und Geberde! Wie tapferen Geistes und
Armes!

Traun! die Sage redt wahr, er stamm' aus göttlichem
Samen.

Würde nicht Feigheit soest die entartete Seele verrathen? 15.
Welche Gefahren sang er! Und welche bestandenen Fehden!
Wäre mir nicht zu fest der Schluß in die Seele gepräget,
Künner an einen Gemahl mein Leben wieder zu fesseln,
Seit mir die ersten Freuden der Liebe zu Grabe gesunken;
Wäre nicht ewig mir Bett und Fackel der Ehe zuwider, 20
Ach! so könn' ich allein noch dieser Versuchung erliegen.—
Schwester, was hchl' ich es? Seit mein armer Sichäus
verblüset,

Und die Götter des Hauses dem Bruderwürger entronnen,
Hat mir Er allein den Sinn gewendet, und mächtig
Meinen gesunkenen Geist empor von neuem gehoben. 25
Hier! Ich fühl' es, sie glimmt, sie lodert, die vorige
Flamme!

Doch verschlinge mich ehr der offne Machen des Abgrunds,
Eher zerschmettere mich der allmächtige Vater im Himmel,
Schmettere mich zu den Schatten, den bleichen Schatten
der Hölle,

Tief in die unterste Nacht mit Donuerkeilen hinunter, 30.

Eh' ich entweihe dich, Scham, und deine Gebote verlege!
 Er, der Erste, der mich umarmt, entnahm mir die Liebe.
 Hab' und behalt' er sie dann auch innier und ewig im Grabe!
 Also jammerte sie, und beträufte den Busen mit Thränen.

Anna hierauf: So soll denn, o theuerste Seelengeliebte 35
 Ewiger Witwengram der Jugend Knospe zernagen?
 Soll denn ninimer dein Schoß, von schaffender Liebe gesegnet,
 Deiner Brust ein Kind zu Trost und Wonne gekären?
 Meinst du, das kränke die Seele der längst vermoderten Asche?
 Wohl! Du trauertest einst, und es rührte dich keine
 Beirbung, 40

Noch in Libyen, noch zuvor im glänzenden Thrus,
 Noch des verworfnen Zarbas, noch aller Gewaltigen, welche
 Nähret Afrikens Flur, die Gebärerin hoher Triumph'e,
 Wolltest du aber denn auch behaglicher Liebe dich weigern?
 O, bedächte dein Sinn, auf welchen Gefilden du waltest! 45
 Hier umgürtet dein Reich, unüberwindlich im Kriege,
 Das Geschlecht der Gätuler und zügellosen Numider;
 Dort die unwirthlichen Syrten und eine verdurstende Bliste,
 Neben der weit unster verheerenden Wath der Barbier.
 Ich geschweige der Drohung des Bruders, geschweige der
 Kriege, 50
 Welche von Thrus her sich gegen Karthago erheben.

Unter Göttergeleit, und mit Gunsten Saturniens, glaub' ich,
 Frieden die Stürme des Meers herbei die Troische Flotte.
 Schwester, welch ein Reich! und welche herrliche Stadt wird,
 Unter solcher Verbindung, dein Auge noch thürmen sich
 sehen! 55

Und der Punische Ruhm, von Ilion's Waffen begleitet;
 O, wie wird er empor auf Siegsgesprünge sich schwingen!
 Wende nur du mit Gebet und mit Opfern dich zu den
 Göttern,

Wohl bewirthe den Gast, und ersinn' ihm Gründe zu
 zögern,
 Weil noch Regen und Sturm des Oceans Wellen empören, 60
 Noch nicht schmeichelt die Lust, und die Schiffe verschellet
 noch liegen.

Also befiamte sie mehr noch den glühenden Busen mit
 Liebe,

Stärkte den schwankenden Geist mit Hoffnung, und wiegte
 die Scham ein.

Bald drauf nahten sie sich den Hallen des Tempels, und
 flehten

Gunst und Frieden der Götter vor ihren geweihten Altären; 65
 Schlachteten nach Gebrauch untadliche Kämmer zum Opfer,
 Der allnährenden Ceres, Apollen und Vater Phäen,

Doch besonders für Juno, die Göttin ehlicher Bande.
 Eine Schale hielt selbst in der Rechten die reizende Dido,
 Strömte sie einer weiflichen Kuh hoch zwischen die Hörner; 70
 Schritt bald betend auf, bald ab vor den Augen der Götter,
 Zwischen den fetten Altären, und feiert' ihr Fest mit Ge-
 schenk;

Bald verschlang sie den Dampf der geöffneten Herzen der
 Thiere,
 Forschend nach ihrem Geschick. O betrogene Sinnen der
 Geher!

Konnten auch Tempel, Altar und Gelüb'd der Gepeinigten
 frommen? 75

In dem zärteren Mark lebt' immier und immer die Flamme;
 Nimmer und nimmer entschließt der Schmerz der heimlichen
 Wunde.

Ach! Sie brannte, sie brannte, die unglückselige Dido!
 Schwärmt' wie rasend umher, durchschwärmt' die Gassen
 Karthagens.

Gleich der getroffnen Hindinn, die tief in den Kreischen
 Wäldern 80

Unvermuthet der Jäger mit scharfen Geschossen ereilet;
 Wild durchstreicht sie die Flur und die Waldgebirge von Kreta;
 Aber zu tief sitzt ihr das tödtliche Rohr in der Weiche.

Dann geleitete sie den Gast durch prangende Gassen,
Und ließ Sidon's Prunk an den neuen Pallästen ihn
schauen. 85

Kaum begann sie zu reden, so stockte sie mitten im Worte.
Mit dem sinkenden Tage verlangt sie wieder nach Schmäusen;
Übermal will die Oehörte der Troer Geschichte vernehmen;
Übermal hastet ihr Blick an dem Munde des schönen Erzählers.
Als die Gäste des Mahls von dannen geschieden, weil Luna 90
Halb die bedämmerte Bahn der Sonn' erschritten, und
schon die

Westlich sinkenden Sterne den Müden des Schlummers
gemahnet,

Reckte sie noch allein in dem stummen verlassenen Saale,
Hingesunken aufs Polster, worauf der Geliebte getuhet.
Ueberall folgt ihr Gedank' ihm nach; sie hört ihn und sieht
ihn, 95

Ist er schon selbst nicht da. Oft drückt sie den Knaben
Xeneens,

Seines Vaters Gebild, an ihren brennenden Busen,
Ob sie zu täuschen vermöchte das unersättliche Sehnen.
Halb erhobenen Thürmen entsteht nun die letzte Vollendung;
Mirgends übet sich mehr in Künsten des Krieges die
Jugend; 100

Wehrlos bleibt die Stadt und der Hafen vor Anfall und
Stürmen;

Stückwerk ruhet der Troß der unzerbrechlichen Mauern,
Ruht der gewaltige Bau der wolkenhohen Bassteine.

Juno, die Gattin Zeus, sobald sie die Arme von solcher
Sucht besangen sah, die weder Ehre noch Schande 105
Zu bezähmen vermochten, da wandte sie so sich zur Venus:
Ha! gar treffliches Lob erjagt ihr und glänzende Beute,
Du und dein listiger Bub! Oh, unvergessliche Ruhmthat,
Wenn Ein Weib durch Eist zwei Mächte des Himmels erobert!
Aber ihr täuscht nicht mich! Denn ich weiß, ihr fürchtet die
Mauern,

110

Weiß, ihr neidet die Pracht der Paläste des hohen Karthago.
Doch was müht ihr euch ab? Was zwedt die unendliche
Gehde?

Schlössen wir lieber ewigen Bund durch Lieb' und Ver-
mählung!

Hast du doch Alles, wonach du mit ganzer Seele getrachtet.
Didos brennt in Liebe, sie glüht am innersten Herze. 115
Unser Beider sey dann, und zu beiderlei Obhut empfohlen
Sey das vereinigte Volk! Es gehorche die glänzende Dido,
Sammt der Tyrischen Macht, dem Willen des Phrygischen
Gatten!

Venus, merkend den Sinn der Heuchelrede, mit Eissen
 Das Hesperische Reich auf Libyens Küste zu pflanzen, 120
 Venus erwiederte drauf: Wer würe, dieß dir zu versagen,
 Thöricht graug, und lieber mit dir sich in Fehde zu messen?
 Wenn die Vollführung des Raths, den du gibst, nur Ge-
 gen begleitet.

Aber noch ist des Geschicks und Jupiter's Rath mir verborgen.
 Darf auch beiderlei Volk mit Einer Mauer sich schirmen? 125
 Darf mein Ilion sich vermählen mit deinem Karthago?
 Du bist Gattin; du darfst den Gemahl durch Bitten
 erforschen.

Handelst du vor; so ich nach.

Hierauf die erhäbene Juno:
 Mein sey dieß Geschäft! Nur zu förderst laß dich belehren,
 Wie und wo den Entwurf ich zu vollführen gedenke? 130
 Morgen, wann Titan in Osten den Strahlenscheitel erhebet,
 Und die Welt beglänzt, wird sich zur Jagd in die Wälder,
 Von Xeneen begleitet, die schmachtende Oido erheben.
 Möglich werd' ich sobann den Tag durch Wolken verdunkeln;
 Al von Donnergerolle soll krachen das Himmelsgewölbe. 135
 Dann nun die Jäger den Forst mit wankenden Nejen
 umkreisen,
 Soll entrauschen den Wolken mit Hagelgerassel ein Regen.

Glücklich wird das Glück in die Recht der Gewässer sich retten.

Dido und der Fürst der Esseu sollen in Eine
Höhle gerathen. Zugegen albs, besteht mir dein Wille, 140
Will ich vermählen auf immer den lebenden Ihren Geliebten.
Hier erliege die Freut, hier werde dem Hymen geopfert!
Venus beniße den listigen Plan mit lächelndem Beifall.

Drauf entsteigt Aurora der Gluth des östlichen Weltmeers.
Glühend im Morgenstrahl, erlebt mit blinkenden Lanzen, 145
Trieglichen Rehen, und Schlingen die Jugend den Thoren.

Die Lüste.

Hallen von Reitergalopp und Gebell der spürenden Meute,
Roch verzicht, von den Edeln erhartt, die Königinn deinnen.
Draußen wiehert ihr Ross, stolzirend in Purpur und Golde,
Stampft zu Gunten den Grund, und knirscht am be-
häumten Gebisse. 150

Endlich tritt sie hervor, vom Getümmel der Dienet zum-
rauschet,

Schön in Odon's Kraft, umsäumt mit blähenden Monaten.
Gulden ist ihr Röher, und gulden das Lockengeschnide;
Gulden getüsset ihr Fuß, und über dem zierlichen Schenkel
Schürzt ein guldes Hest die Halten des Purpurgewandes. 155
Fröhlich wandern die Myzyger mit, und fröhlich Zulus.

Über vor Allen strahlt Xeneas im Glanze der Schönheit,
Steigt und gliedert und führt den Zug. Wie Phöbus Apollo,
Wann er Lyciens Winter verläßt und den schwelenden
Cynthos,

Wieder sein mütterlich Delos besucht, die Reigen erneuert, 160
Und in hyntem Gemisch die neu bekränzen Alte
Völker von mancherlei Stamm und Gitten und Jungen
umschwärmen.

Er wallt herrlich indeß auf Cynthos blumigen Hügeln,
Senkt sein rollendes Haar mit zartem Zweige gefestelt,
Und mit Gold durchstirnt; einher, mit silbernem Bogen, 165
Herrlich wallt er eicher; am Rücken empfesselt der Röcher.
Eben so stattlich und hehr ging Venuß Sohn, und nicht
minder

Prangt' auf seinem Gesichte die Blume der göttlichen Schönheit.
Als nun die Jagd das Gebirg' und den sperrigen Dicicht
erhobert,

Siehe, da taumelten hier, entstürzt dem Felsengescheitel, 170
Ueber die Ränder der Berge die flüchtigen Gemsen herunter;
Siehe, da rudelten dort sich die Hirsche zusammen, und
flützten

Laut die stäubende Flucht hinab durch's offene Wäldesfeld.
Mutig auf mutigem Ross, durchsprengt' Julius die Thäler,

Sprengt' in raschem Galopp bald dießen bald den
vorüber. 175

Schnöbe, so glühte sein Muth, statt dieses felgen Gewildes,
Schnöbe doch lieber ein Kaiser mit krummen beschäumten
Gewehren,

Oder ein tapfer Reu aus nächtlicher Kluft ihm entgegen!

Nun allmählich beginnt der Wald zu dampfen und tosen.
Sieh, es woget am Himmel ein Meer von Wettergewölken; 180
Lauter und lauter entrollt dem Wollengenoge der Donner;
Plötzlich rauscht ihm Nach mit Hagelgeprassel der Regen;
Ström' entschallern den Bergen; es fluthet das Saatengefilde.
Hierhin und dorthin gescheucht, sucht wieder ein schirmendes
Obdach.

Dido und der Fürst der Kroer gerathen in Eyne 185
Höhle zusammen. Und siehe, sofort verkünden im Zeichen
Tellus und Juno die That; mitlündig der stillen Vermählung.
Flimmert und flammert der Nether; und hoch vom Felsen-
gewipfel ..

Lönt das Jammergeheul der leuschen Nymphen Dione's. 190
Unglückseligster Tag! Ein Vater alles Verderbens,
Und des endlichen Todes! Denn taub dem Rufe der Ehre,
Hehlte nun Dido bald selbst nicht mehr die heimlichen
Freuden,

Gondern sucht ihr Vergeln mit dem Namen der Ehe
zu adeln.

Hui! erheb sich nun Gama nach Libyens mächtigen
Städten;

Gama, ein Unheil, so schnell, als leines auf Erden; in
tausend 195
Gliedern lebend und webend gestärkt an Kräften im Wan-
dern;

Anfangs Klein aus Othen, bald aufgewachsen gen Himmel,
Wandelt auf Erden einher, und schleiert den Scheitel in
Wolken.

Zellus, so meldet die Sage, gebat im Zorne der Götter
Nach der Riesenbrut dies Urtier ihm zur Schwester, 200
Masch in den Füßen, und rasch in den unermüdlichen
Schwingen,

Grässlich gestaltet und groß. So viel es Gebären belieiden,
So viel spähende Augen, o Wunder! sind drunter verborgen,
So viel Zungen voll Lärm, und Ohren, erhoben zum
Lauschen.

Nachts durchsegelt sein: Flug die Mitte von Himmel und
Erde;

Nachts durchsicht es das Dunkel, wie giftige Drachen die
Höhle;

Nimmer und nimmer verschließt die wachen Augen der
Schlummer.

Tages sieht es und harrt auf den obersten Zinnen der Schlösser,
Oder auf hohen Bastionen, und schreit die bevölkerten Städte,
Hasthend so gierig nach Zug und Trug, als gierig auch
Wahrheit. 210

Schadenfroh säet' es jetzt den Samen zu-täysend Gedede,
Von geschehenen so, als nimmer beschlossnen Thaten:
Zu Karthago seh' Aeneas von Troa gelandet,
Welchen die reizende Dido zu ihrem Geliebten erkoren.
Nun durchschwelge das Paar, gefesselt von schändlichen
Lüsten, 215.

Unbekümmert um Reich und Stadt, in Festen den Winter.
Ueberall horchte das Land; vor allen lenkte das Schandthier
Seinen eiligen Flug gerade zum König Zarbas,
Und entflamm't in ihm zu Wuth die verachtete Liebe.

Er, von Hammon erzeugt, im Schoß Garamantis, der
Nymphe, 220

Welche zu heimlicher Lust des Gott den Fluren entführt,
Hatte dem Water zu Ehren in seinem unendlichen Reiche
Hundert erstaunliche Tempel erbaut und hundert Altäre,
Hatt' ihm unsterbliches Feuer und ewige Wachen geweiht.
Immerdar troff von Blut geschlachter Opfer der Boden; 225

Zimmerdar blühten die Säulen von mancherlei Blumengewinde.
Sezt von Liebe behört und vom heillosen Gerüchte,
Betet' er vor den Altären, im Angesichte der Götter,
So zum Vater hinan mit hoch gefaltenen Händen:

Allgewaltiger Zeus, dem schmausend auf farbigen Pol-
stern 230

Das Maurussche Volk die Wehre Leniens versprengt,
Siehst du so ruhig dies an? Erbeben wir etwa vergebens,
Wenn uns drohet dein Arm, mit zärtigen Blicken gerüstet?
Sprüht ohnmächtig der Strahl, und der Donner, rollt er
verloren

Aus dem Wettergewöll nur leeren Schred in die Seele? 235
Ha! ein verirrtes Weib, das ein ärmliches Städtlein auf
unserm

Boden erbaut, dem wir den Strand zu pflegen vergönnten,
Welches von uns Geding' und Sazung empfangen, das
durf nun

Unsrer Liebe sich weigern, und sezen diesen Xeneas
Zum Beherrschor des Reichs? Ein zweiter lüsterner Paris, 240
Prächer, und pochend auf nichts, als weniges Halbmanns-
gesindel,

Darf, da Wellen und Sturm ihn kaum auf's Krokne
geschleppt,

Und vom Regen der Reise Gewand ihm und Locken noch
träufeln,

Der darf wagen den Raub, und ruhig der Beute genießen?
Ha! und das uns zum Vergelt, weil wir mit täglichen
Gaben 245

treten zu deinen Altären, und eitèle Frömmigkeit üben?

Also fleht' er laut, umfassend die Hörner des Altars;
Und der Allmächtige hört' ihn, und senkte die Blicke herunter
Nach der Königstadt und dem ruhmvergessenen Paare;
Winkte dem Boten Mercur, und gab ihm diese Befehle: 250
Auf, mein Sohn, und fleug auf den Fittichen rascher
Zephyre!

Eile zu Venus Sohn, der in Karthago noch weilet,
Und der Städte vergift, die ihm das Schicksal beschieden!
Windeschnell fleug mir hinab, und verkünd' ihm Jupiter's
Willen!

Solchen hätt' ihn nie die reizende Mutter verheissen; 255
Darum zwiet ihn nicht den Lanzen der Griechen entrisse.
Sondern Italien sollt' er beherrschen; Italien, schwanger
Von gewaltigen Reichen und Kriegsgetümmel! Er sollte
Dardanus edelu Stamm zu höhern Zweigen hier treiben,
Dass dereinst von ihm das Erdall würde beschattet. 260
Lockt nicht ihn der Glanz so hoher Verheissung, und spornet

Nicht sein eigener Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten,
Sollte der Vater den Sohn doch um Rom's Palläste nicht
triegen.

Was beginnt, was weilt er? Was hofft er von feindlichen
Völkern?

Zieht ihn Lavinia nicht? Doch das gesegnete Brautland? 265
Doch das verheißne Geschlecht? Hinsegeln soll er! Das ist es,
Was du verkünden ihm sollst. So gebot der allmächtige
Vater.

Schnell gehorchte der Sohn, und schnallte das güldene
Flugwerk

An die Füße, worauf er über Länder und Meere,
Schwebend in hoher Luft, mit gleichem Schwunge dahin
eilt. 270

Dann ergriff er den Stab; den Stab, womit er dem grausen
Orkus die Seelen entwinkel und zuschneidt, oder womit er
Schlummer gibt und nimmt, und die Augen zum Tode
versiegelt.

Rüstig schwung er den Stab, und trieb die Wolken und
Winde

Vor sich her, und glitt dahin durch Wettergetümmel. 275
Tiefer und tiefer sank sein Flug. Schon sah er des rauhen
Atlas Wirbel und sah die felsenribbigen Seiten.

Atlas trägt den Himmel auf seinem stämmigen Rachen;
Immer geschüttelt von Sturm, und von Hagelgeslober
zergeißelt,

Ist sein Fichtenhaupt mit schwarzen Wolken umschleiert. 280
Ström' entrollen dem Sinn, und Schnee belastet die
Schaltern;

Fürchterlich starret der Bart des Alten von ewigem Eise.
Hier erst hielt der Sohn der Maya kurz nur den Flug an.
Zach von dannen entfuhr er hinab in die Tiefe dem Meer zu.
Wie ein Vogel im Flu, hart über des Oceans Spiegel, 285
Auf fischiichen Gestaden und Klippen tönen dahinstreicht;
Eben so flog Mercur jetzt zwischen Himmel und Erde,
Kommend vom Atlas herab, entlang die sandigen Küsten
Libyens, und durchschnitt die entgegen strebenden Winde.
Als sein geflügelter Fuß kaum wieder zu Boden gesunken, 290
Nahm er Teneen wahr. Er stand bei seinen Gewerken,
Und ließ legen den Grund zu neuen Pallästen und
Thürmen.

Sieh, er trug ein Schwert, beslimmert mit Sternen von
Jaspis,
Seiner Schulter entwölle, von seidenwolligem Purpur,
Ein Talar, den ihm die prächtige Dido verehret, 295
Künstlich von ihrer Hand durchweht mit gülvnem Gespinste.

Plötzlich erschien ihm der Gott: Du gründest am hohen
Karthago,

Weiberbienner, und hilft verherrlichen fremde Palläste?
Wehe dir! So zu vergessen der eignen Krone der Zukunft!
Vom gestirnten Olymp entbeut der Herrscher der Götter, 300
Er, der Himmel und Erd' in ewigen Kreisen herumrollt,
Selber entbeut er mich her, dir den heiligen Willen zu
melden.

Ha! was beginnst, was hoffst du in dieser weichlichen
Ruhe?

Lockt nicht dich der Glanz so hoher Verheissung, und spornet
Nicht dein eigenet Ruhm die trägen Kräfte zu Thaten, 305
Mahnet dich doch ein Sohn, dem Italiens Reiche gebühren.
So der Gesandte des Himmels, und warf mit dem letzten
der Worte

Von sich die Erdgestalt, und schwand, zerfließend in Lüste.
Sinnlos stand und starr Aeneas von der Erscheinung.
Grausen empörte sein Haar, und ihm klebte die Ned' an
dem Gaumen. 310

Tief getroffen vom Ruf des gewaltigen Gottes, befiel sein
Ganzes Wesen ein Drang, zu enteilen den holdesten Fluren.
Himmel! was soll' er thun? Wie es wagen, dieß der
entbrannten

Königinn zu entdecken? Wie sollt' er beginnen? Wie enden?
Als ein zerwehtes Rohr, so schwankt' ihm die Seele nun
hier hin. 315

Dort hin und überall hin, doch lange vergebens. Um Ende
Dünkte von allen Entschlüsse der Zweiflerinn dieser der beste:
Mnesthes und Gergest, zusammen dem tapfern Kloanthus,
Burden berufen. Sie sollten im Stille die Flotte zur Abfahrt
Rüsten, und rüstig das Volk herbei zum Ufer versammeln; 320
Aber den endlichen Zweck des Beginnens sorglich verhehlen.
Selber wollt' er indeß zur unbesangenen Dido,
Ahndend keinen Miß so inniger Bonneverbindung,
Weislich den Zugang spähn, und ergreifen die ruhigste
Stunde,

Alles ihr kund zu thun. Es gehörten die Kroischen
Helden 325
Froh des Gebieters Befahl, und eilten von dannen zu Werke.
Doch der Königinn Herz — wer täuscht' ein liebendes
Herz wohl? —

Ahndete bald den Trug und die schrecklichen Dinge der
Zukunft
Misstrauenvoll zuerst. Denn jene verderbliche Fama
Raunt' es ihr in das Ohr, man rüste die Flotte zur
Abfahrt. 330

Sinnlos wühlete sie und schwärzte die Gassen der Stadt durch.
 So entschwollt der Thyade die Brust zur Stunde der Weihe,
 Eben so flammt ihr Blick, so zuckt es ihr durch die Gebeine,
 So entzückt ihr Tanz, der entzückliche Tanz, dem Gebirge,
 Wenn sie das Nädergetolle vom nahenden Wagen Lyäens, 235
 Und das dumpfe Gebrüll der Pardel vernimmt. Es erlögen
 Laut von der Orgien Lärm die benachtenen Wipfel Eithärons.
 Endlich entbrach ihr der Drang des Gefühls zuerst in die Rede:
 Wähntest doch also, Verräther, solch Hubenstück ließe sich
 bergen?

Wähntest, so heimlich dich aus meinen Grenzen zu
 stehlen? 340

Hält kein Handschlag dich? Kein Schwur geheiligter Liebe?
 Fesselt Dido dich nicht im Kampfe des bittersten Todes?
 Siehe, der Winter gebent! Im Winter spannst du die Segel?
 Willst durch Wogen und Sturm; durch Nordsturm; willst du
 dich wagen?

Unbarmherziger Mann! und wären's nicht fremde Gefilde, 345
 Ramenlose Hütten, mit unbekannten Bewohnern,
 Welche du suchst, und stände noch etwa das vorige Troa;
 Ließ' auch Troa jetzt durch Wogen und Sturm sich erreichen!
 Mir enteilest du? Mir? — Bei diesen Thränen, bei deiner
 Mir verpfändeten Hand, bei den Schwüren ewiger Treue, 350

Bei dem ersten Genuss des unersättlichen Liebes,
Oh! und bei Allem, was ich im seligen Taumel dir hingab,
— Arme Verschwenderin! Richtig behieltest du übrig! —
bei Allem,

Liebster, beschwör' ich dich! Wenn je dir Liebes und Gutes
Dido gethan, und an ihr je irgend was lieb dir und süß
war, 355

Ach! so erbarme dich ihrer und ihres sinkenden Hauses!
Dido, Dido fleht! Wenn irgend Flehen dich röhret,
O, so röhre dich dieß! So ertöde den schrecklichsten Vorsatz! —
Deinstthalben bedroht mich der Haß des Libyschen Wölker,
Und der Gewaltigen Zorn in den Horden wilder Nomaden. 360
Selbst die Tyrer sehn mir scheel ob meiner Verschwendung.
Götter! die Blume der Scham — du hast sie gebrochen,
die Blume; 365
Welche der Wölker Gang einst bis zum Himmel erhoben! —
Was für Händen verläßt der so treulich bewirthete Gastfreund,
Weil ich doch fürder nicht darf Gemahl ihn nennen, o, was
für

Händen verläßt er nun die arme verlorene Dido?
Wehe mir! Soll mir die Stadt nun Pygmalion wieder
gerütteln? —
Ober als Sklavinn mich, für sein wollüstiges Bett,

Rich! Xeneens Geliebte! der trostige Farbas entführen? —
 Hätte doch nur mein Schoß vor dieser unseligen Trennung 370
 Noch von dir ein Kind, der Lieb' ein Denkmal, empfangen;
 Spielte vor meinem Blick ein mutiger junger Xeneas,
 Liebster, von dir ein Bild! So leimte mir mindestens
 Hoffnung;

Und ich dünkte so ganz mich nicht verwirret und elend.
 Also hat sie; doch er, gefaßt in Jupiter's Willen, 375
 Stand mit gehaltnem Blick und unverwandelter Miene,
 Und verzwangte den Drang des Gefühls im schwelenden Busen.
 Endlich erwiedert er kurz: Ich werde die Thaten der Liebe,
 Rühmtest du deren auch mehr, o Gebieterinn! nimmer dir
 Klugnen.

Großes verdienst du an mir! Auch soll der Gedank' an
 Glissen 380
 Wie mein Herz gereut, so lang! eins Weist in mir thut,
 Und in den Adern noch sich regen die Pulse des Lebens.
 Hör' und entschuldige mich! Mit nichts such' ich dir,
 glaub' es!

Diese Flucht zu verhehlen. Wie kam ich, um Liebe zu werben.
 Hab' ich die Fessel der Ehe zuerst dir entgegen getragen? — 385
 Sieße des Schicksals Macht nach eigenem Willen mich schalten,
 Und mir selber mein Los erwählen, so schwäng' ich die Lanze

Noch für Mion's Stadt und die thauen Geste der Meinen:
 Uner schüttert ständ' ich Neiam's hoher Wallast noch;
 Oder ich hätte die Trümmer gesammelt, und wieder ein
 neues 390

Pergamus meinen Besiegten im Vaterlande gegründet.
 Aber Italien wies mir an Gryneus Apollo;
 Nach Italien steuern, geboten mir Eyciens Loope.
 Hier erwarten mich Braut und Reich. Entzücket die Stadt dich,
 Welche du glücklich und lühn auf Elyens Küsten er-
 hoben, 395

Warum neidet dein Herz uns um Asoniens Städte?
 Kroer dürfen doch auch in fremden Gefilden sich anbauen?
 Alles drängt mich fort! Wann die Nacht mit trisenden
 Schatten

Still die Erde bedeckt, und die Sterne den Himmel bestimmen,
 Mahnet und schreit das Bild, ein düstres Bild von An-
 chisen 400
 Mich im Traum, und gebent mir Flucht. Es mahnet der
 Anblick

Meines Julius mich, dem um Hesperiens Kronen;
 Ihm beschieden im Rath der unsterblichen Götter, ich triege.
 Schuldig hat Zeus mir selbst, das schwör' ich bei meinem
 und meines

Gehn es Leben! er hat mir durch den Gesandten des
Himmels 405

Auf den Schwingen der Winde den ernsten Willen verkündet.
Dies mein wachendes Aug' sah klar im Glanze des Tages,
Sah des Gottes Gestalt durch's Thor der Stadt mit sich nähren;
Dies mein wachendes Ohr hat deutlich die Rede vernommen.
Duale nun weiter nicht mich und dich mit deinem Gewim-

mer! 410

Schau' ich doch ungeru fort! denn ich muß — —!
Bängt schon, als er noch sprach, beschoss sie mit Blicken
ihn seitwärts.

Stumm durchlief ihr rollendes Aug' ihn über und über.
Endlich zersprang das Herz voll Wuth in laute Verwünschung:
Venus gebar dich nicht! Stammst nicht aus Dardanus
Samen! 415

Ungeheuer! Dich hat der Taykasus, zärtig von starren
Gelsen, erzeugt! Dich haben Hyrkaniens Tiger gesäuget!
Denn was halt' ich noch an? Was schon' ich mich größere-
ren Stürmen?

Seufzt' er zu meinem Schmerz? Brach wohl das trockene
Aug' ihm?

Glohein Thränchen der Neus? Wedquert' er seine Geliebte? 420
Ha! wo ist schändlicher was? Ric lässt die gewaltige Juno,

Nie der allmächtige Vater ließ ungerührt dahin gehn! —
Treue, du schmiedest Verrath! Du leugst, o himmlische
Wahrheit! —

Ausgeworfen vom Meer, in Hunger und Kummer und
Rachtheit

Rahm' ich ihn auf, und hegt' und pflegt' ihn am thürlichen
Busen. 425

Aus dem Rachen des Todes errettet' ich seine Gefährten,
Fischt' ihm aus dem Meer die Trümmer der Flotte zusammen!
Wehe! mich geißelt die Wuth! Nun verkündet Apoll, nun
verkündet

Lyciens Soos, nun bringt der Götterbote vom Himmel
Gar den grausen Befehl! Als hätten die seligen Götter 430
Wichtiger kein Geschäft, als sich um Troet zu kümmern.
Doch, ich halte dich nicht, noch bekämpf' ich die Gründe
der Arglist.

Gleich nach Italien! Gleich! Durchkreuze nach Reichen die
Meere!

Dennoch hoff' ich und hoffe, wenn fromme Götter noch walten,
Dass die Rache dich bald an Klippen werde zerschmettern. 435
Dido! Dido! sollst du noch aber und abermal heulen,
Wenn mein Fluch im Sturm' dich erpakt, in Wogen
heran braust,

Oder im Wetterstrahl aus' Donnerwolken herab zuckt.
 Hat dein Bubenstück einst mein letztes Leben ermordet,
 Goll dich mein Schreckgespenst verfolgen wachend und träu-
 mend. 440

Hu! du sollst es noch büßen, und bitter es büßen, Verräther!
 Und ich werd' es erfahren, erfahren im Reiche des Todes! —
 Hier gebrach ihr der Laut; es stockte der Strom der Ver-
 wünschung,

Und sie raffte sich auf, zu entfliehn dem Lichte des Tages.
 Mancherlei wollt' er noch reden, doch weheten ihm Zagen
 und Staunen. 445

Keuchend hingeflüzt in die Arme der wartenden Mägde,
 Ward sie athemlos und schlaf von Hünnen getragen.
 In ihr Marmorgemach, und gesenkt auf's Polster der Ruh.

Brüderlin'sche
Bücherdruckerei.

Erster Gesang *).

1.

Mich riegelt was bis in das Mark der Seele,
 Ein fremdes Ding, weiß nicht, woher, wohin? —
 Es will, daß ich ein Vergerniß erzähle,
 Versank' ich auch in Unheil bis an's Kinn.
 Ich fürchte sehr, daß Meister Murrner schmähle;
 Noch hänger wird mir vor Frau Murrnerinn.
 Das Kitzelding neckt mich zum halben Faune.
 Ich glaube gar, es ist die Schäkerlaune.

2.

Wenn sie es ist, so mag sie sich bequemen,
 Hübsch ganz allein die Folgen der Gefahr,

*) Abgedruckt aus der Akademie der schönen Redekünste. Heraus-
 gegeben von G. A. Bürger. Ersten Bandes drittes Stück.
 Berlin, 1791. 225. Seite.

Vor mir graut, auf Ihren Kopf zu nehmen.
 Gehadert und gekrägt wird offenbar.
 Was soll ich mich für fremde Rechnung grämen?
 Sie kommt mir ja kaum alle Jubeljahr.
 Kraigt, Murrner, kraigt an ihr die Rägel schartig!
 Ich selber bin und reime ja sonst artig.

3.

Wie käm' es sonst, daß in der Weiblein Herzen
 Mein Genius zu Lieb' und Lob mich schrieb?
 Denn suchten gleich mich Fraßen anzuschwärzen,
 So blieb ich doch den Holden werth und lieb.
 Mir loberten nicht wenig Liebeskerzen,
 Weil ich so süß mein Liederwesen trieb.
 Sie lobern noch, mein altes Herz zu laken.
 Die mödt' ich doch nicht ausgeblasen haben.

4.

Ich sag' es laut, und werd' es ewig sagen:
 Der Wonne Mark ist holder Weiblein Kunst.
 Nun aber naht mein Leben sich den Tagen
 Des Blätterfalls, voll Reif- und Nebeldunst.
 Wie kount' ich wohl auf Huld noch Anspruch wagen,
 Entstunde mir der Laute Schmelzhelkunst?

Es müste ja kein guter Geist, mich lenkendig führen,
Verstimmt' ich die zum Rieden und zum Sägen.

Drum bitt' ich euch, ihr allerliebsten Wesen,

Ihr Gütingen, durch deren Rath und That,

Sch manches Mal vor Wund und Schmerz geneigt,
Wann Mißgeschick mir auf die Zehn trat,

Läßt diesen Sang der Schallheit ungelesen!

Und thut ihr's doch, wie sehr ich's auch verbat!

So bitt' ich ihr, nur ihr, die mich besessen,
Das Vergerniß des Leidens belzumessen.

6.

Dies Mährlein dient allein zur Aus und Erbitten.

Der Männer, die verhirschter Stichen sitz.

Du liebe Zeit! Man kann zu so was kommen,

Ganz ohne Schuld, man weiß nicht wie geschwind.

Die zu erbau'n hab' ich mir vorgenommen,

Und bin daher im Grunde gut gesucht.

Oft kollert drob sich Maicher halb vor Cluppen.

Den möcht' ich wohl der Nah' zurückgewinnen.

7.

Ihr guten Herren, an deren Vorhergiebel

Dies Hanslauch wählt; ein ehrlicher Poet.

Bersichert euch, „dass überall dies' illebel,
 Mehr als ihr wist und glaubt, im Schwange geht.
 Dass nicht Physik, nicht Ethik, Codex, Bibel
 Präservativ und Heilungsmittel räth.
 Nur gutes Glück und wackerer Weiber Gnade,
 Const schützt euch nichts vor, dieser Stirn-Parade.“

8.

Und weil es denn nun' einmal so auf Erben
 Vom Aufang war, tagtäglich so noch ist,
 Und schwerlich auch je anders dürste werden,
 So lang' ein Wolf gern fette Lämmer frisst,
 So müst ihr euch nicht kolleroll geberden,
 Wenn euch was trifft, das nicht zu ändern ist.
 Die Klugheit räth, sich in die Welt zu setzen,
 Und Aug' und Ohr bisweilen hinzublicken.

9.

Und hiermit sei denn mein Prolog geendet.
 Gott Lob und Dank, dass wir doch so weit sind!
 Raunt Mancher schon, Wenn sich sein Ton nicht wendet,
 So leiert er sein Mährchen in den Wind. —
 Geduld! — Es ist dem Kriest entwendet.
 Ich bin darau unschuldig, wie ein Kind.

Der erste Schall, bei welchem wir es lesen,
Ist, glaub' ich, gar ein Erzbischof gewesen.

10.

Es waltete vor vielen hundert Jahren
Ein König auf dem Thron der Lombardie;
Der schönste Herr vom Zeh bis zu den Haaren.
Ich würde nichts zu Astolf's Konterfei
In Lebensgröß' an schönen Versen sparen,
Hielt' ich nur mehr auf Sylbenpinselai.
Doch, daß ich euch mit Einem Wink belehre,
Denkt den Apoll in Villa Belvedere.

11.

Ihr rathet leicht, daß dieser holden Gabe
Er selber wohl am wenigsten vergaß.
So viel er auch an Königlicher Habe,
An Land und Volk und Macht voraus besaß,
So hieß es doch, daß er nach diesem Stabe
Weit minder sich mit seinem Nächsten maß.
Kaum fragt' er was nach jeder andern Ehre,
Wenn es nur hieß, daß er der Schönste wäre.

12.

Begreiflich macht Liebhaberet, wie diese,
Das seinem Schloß an Spiegeln nichts gebracht.

Selbst auf der Jagd lief er in Hain und Wiese,
 Der Quellen und der Bäche Spiegeln nach.
 Er fühlte nicht das Starke der Gottise,
 Daß er so oft vom schönen Ich nur sprach.
 Früh vom Lever, bis spät die Lichter loschen,
 Ward Tag für Tag dieß Thema durchgedroschen.

13.

Nun war bei ihm ein Schranz sehr wohl gelitten,
 Faustlin genannt, ein Edelmann aus Rom:
 Vor dem ergoß sich mehr, als jedem Dritten,
 In Scherz und Ernst des Eigenlobes Stront.
 Doch ward der Saß auch dann und wann bestritten,
 Als sey er gar der Schönheit Bicedom.
 Gemeinlich stand Ustolf dann im Glauben,
 Als wollt' ihn nur Faustlin ein wenig schrauben.

14.

‘Nein, sag’ im Ernst, gibts wohl in allen Reichen,
 Begann er einst, was Schöneres außer mir?’ —
 ‘Herr, sprach Faustlin, im ganzen Ernst, es gleichen
 Euch wenige der schönsten Männer hier.
 Nur Einen gibts; denn möchtet ihr wohl weichen,
 So wenigstens erscheint die Sache mir.’

Zwar kann ich euch nicht eure Zweifel nehmen,
Doch wollt' ich wohl mein Gedö Laut beschwören? —

— 15. —

‘Das nenn’ ich stark!‘ erwiderte der König.
Wie hieße denn der überschöne Mann?’ —
Hierbei verzog er Nas und Mund ein wenig,
Als zweifelt’ er nicht ohne Spott daran.
Allein Faustlin versichert unterthänig,
Sein eigner Bruder, sei der Wundermann.
‘Ha! solltet Ihr Bellin’en einmal sehn,
Ihr würdet selbst den Preis ihm zugestehen.’

16.

Der König fand zwar eben kein Behagen
An diesem Ha, das dem Faustlin entfuhr,
Doch hagelt’ es nun Fragen über Fragen,
Wenn gleich Faustlin die Antwort längst beschwir.
Man schloß zulezt, dem Junker anzutragen:
‘Auf! Stelle mir diese Wunder der Natur!
Ich will, ich muß es sehn mit eignen Augen,
Ob recht zu sehn die deinigen wohl taugen?’ —

17.

‘Es dürfte wohl nicht wenig Künste kosten,
Versetzt Faustlin, ihn hier am Hof zu sehn.

Er hockt zu Rom; gern zwischen seinen Pfosten,
Und sehnt sich kaum hinaus vor's Thor zu gehn.
Auch fragt er nichts nach hohen Ehrenposten,
Nach Macht und Gold. Er dünkt sich wohl versehn.
Denn ihm genügt sein väterliches Erbe,
Die Poesie ist einzige sein Gewerbe.

18.

Auch hat er sich mit einer Frau behangen,
Nach Dichterart, aus bloßem Liebestrieb.
Dies Weibchen hält ihm Herz und Sinn gefangen.
So hat auch sie ihn wie ihr Leben lieb.
Geht er nur aus, hilf Gott, was für ein Bangen!
Als drohte schon Hans Knöcklers Sensenhieb.
So nisten sie zusammen, wie zwei Tauben;
Nur Roth und Tod kann Eins dem Andern rauben? —

19.

Ich muß ihn sehn, den reizenden Poeten,
Und kostet' es mein bestes Kämmergut;
Denn neben ihn, so schön er ist, zu treten;
Fühl' ich in mir noch innier guten Muth.
Auch — soll mich just die Eifersucht nicht tödten,
Gesehn den Fall, daß er's zuvor mir thut.

Denn, wie es scheint, ist er ein guter Knabe.
Man findet das sehr oft bei Dichtergabe.

20.

Ich kann ja auch, so gut wie bei den Alten
Mit Dichtern oft der größte Fürst gethan,
Mit dem Bellin vertraute Freundschaft halten.
Denn bringt Hans Quast gleich Manches auf die Bahn,
Wie sie wohl oft in Puncto Puncti schalten,
So ist das doch meist nur Gewäch und Wahn.
Graß doch Hans Quast wohl mehr auf dieser Weide;
Wer zeichnet ihn drum gleich mit schwarzer Kreide?

21.

Man kritte mir den Dichter, wie man wolle,
Sein Pindusborn sezt doch ein edles Blut.
Die Menschenpflicht kürzt er an ihrem Zolle
Wohl nie so arg, als sein Verächter thut.
Er achtet mehr in seiner Lebensrolle,
Denn andres Volk, auf Wahr, auf Schöß, und Gut.
Im Ganzen, traun! erscheint an Dichterhänden
Weit minder Schmuz, als in den andern Ständen.

22.

Es herrscht gewiß durch alle Facultäten
Der Lehr: Wehr: Rähr: und Behrbeslissenheit,

Vom Richts empor bis zu den höchsten Räthen
 Viel Schurkerei und Niederträchtigkeit.
 Nie fernte noch die Kaste der Poeten
 Von Redlichkeit und Hochsinn sich so weit.
 Wie oft hat dort der Henker holen müssen!
 Von Dichtern wird man selten so was wissen.

Ein Schluss hieraus kann schwerlich mich betriegen.
 Nicht Geisteslust nur schlürfet der Poet;
 In seiner Kunst muss auch ein Adel liegen,
 Der in das Herz des Künstlers übergeht.
 An solch ein Herz vertraulich sich zu schmiegen,
 Scheint räthlicher für manche Majestät,
 Als vom Bezir, vom Rusti und von Bassen
 Anbeten und — verrathen sich zu lassen.

Der Poesie spricht zwar Herr Heinrich Campe,
 Der Rathpapa, nicht allzu viel zu gut;
 Beleuchtet sie mit der bewussten Lampe
 Der Aufklärung, und warnt sein junges Blut *).

*) — *Manet alta mentis reposum*
 — *Impletum Paradise*.

Ihm gilt es mehr, was etwa Heinrich Hampe *),
Der Collecteur, der Welt zum Besten thut,
Des Nahrungsleib in Briefen unfrankiret
Die halbe Welt mit Loosen bombardiret.

25.

Doch, dächst mir, hat der Schach der Pädagogen;
Wiewohl recht gut bezahlt für Rath und That,
Des wackern Volks noch nicht so viel erzogen,
Als Poesie umsonst erzogen hat.
Drum blieb ihr auch der Weise stets gewogen **),
Was auch Jak Spleen oft nach ihr schlug und trat.
Er trete zu! Mit dieser Art von Franken
Dient es zu nichts, um ihren Pips zu zaufen.

26.

Es lass Apoll ihn und auch Den genesen,
Der irgend wo in einem Lands-Journal ***), —

*) Ein Lotterie-Collecteur in Braunschweig, der sich von den verächtlichen Unart Spieler und sonderlich Braunschweigischer Collecteurs, unverlangt Lotterie-Loose nach Anleitung des Adres-Calenders umher zu versenden, durch das selige Wünsch's Moralsche Kinderklapper, noch nicht hat bessern lassen.

**) Siehe Kant's Kritik der Urtheilskraft, Seite 122.

***) Annalen der Braunschweig-Lüneburgischen Chur-Garde, —

Mit Stäben - aus - ein weiser Mann es lesen;
 Gedichte - solum - Stadtischen - ohne Wahl
 Zusammen - liegt mit seinem - großen - Wesen,
 Empor sie - hürmt - zum Landes - Ehrenmahl;
 Den - Berg - umtangt - und - jubilirt - Maisterke
Die Gelassenheit des schönen Gesichtwerke

3.

Hübnerus redi vius.

Das ist kurze Theorie der Reimkunst für
 die Dilettanten.*).

Schon die Überschrift zeigt, daß hier weder für, noch
 wider den Reim vernünftigt werden soll. Mag doch der
 warin Einer im Namen der Hannoveraner dorauf zu stolzieren
 schien, daß sie sich so wenig mit solchen Werken abgäben, die
 doch am Ende allein auf dem Strome der Zeit oben treiben; und
 bei dem Reiche eines Werkes seß dann noch verhindigen kann aller
 geringe Mängel; ab Wodir soviel ist klar.

*) Abgedruckt aus G. A. Bürgers Akademie der schönen Künste.
 Fortgesetzt durch eine Gesellschaft von Gelehrten. Ersten
 Bandes viertes Stück. Göttingen 1797. 345. Seite. Zweiten
 Bandes erstes Stück. 1798. 3. Seite.

Dichter reimen, oder nicht reimen! Wenn er aber reimen will, so vernimmt er ja wohl gern von einem alten Reimer, wie man billig reimen soll, — allenfalls auch das f.

Wenn gleich dieser Gegenstand nicht eben einer der wichtigsten in der Poetik ist, so verbietet doch das Gesetz der höchst möglichen Vollkommenheit, auch Kleinigkeiten zu vernachlässigen. Kommen vergleichen. Vernachlässigungen öfter vor, so summiren sie sich am Ende doch, und geben ein beträchtlich unangenehmes Deficit an der Rechnung der Vollkommenheit.

Künstler und Kunstrichter von echtem Berufe bedürfen zwar eines solchen Unterrichtes nicht; allein dies ist auch vielleicht der Fall mit der ganzen Ästhetik. Wer kann und mag es aber allen unberufenen wehren, sich mit Reimen und Reimbeurtheilungen abzugeben? Diesen kurz und gut zu sagen, worauf es eigentlich ankommt, kann doch wohl nicht schaden, damit unser Ohr künftig von den Reimern etwas weniger gequält, und unsere gesunde Urtheilskraft durch falsche Kritiken nicht so sehr geärgert werde. Mit der möglichsten Güte und Kürze will ich das Steinliche meiner Theorie gut zu machen suchen.

Der Reim ist Nebeneinläng verschiedener Wörter, welche zwei oder mehrere auf einander sich beziehende Verse beschließen.

Seine Vollkommenheiten sind Richtigkeit, Wohlflang, und Harmonie mit dem Inhalte.

Diese werden insgesamt von einem Hochdeutschen Ohre, nach echt Hochdeutscher Aussprache, nicht aber von dem Auge, oder nach einer andern als Hochdeutschen Aussprache bewirkt.

* * *

1. Von der Richtigkeit.

Die Richtigkeit erfordert eben so viele Erklärungen, als es Reimen gibt, gereimte Verse zu beschließen.

Man nennt die Ausgänge der Verse männlich, wenn sie sich mit betonten Sylben schließen; es mag nun der Ton geschrägt, oder gedehnt seyn. Z. B. Wall, obet Wahl. Weiblich hingegen, wenn die vorletzte Syllbe auf eine von beiden Arten betont, die letzte aber ganz unbetont. Z. B. Walle, Wahlen. Wall und Schall, Wahl und Strahl sind daher männliche; Wölle und Schälle, Wahlen und Strahlen sind weibliche Reime.

Außer diesen, die gewöhnlich und fast überall vorkommen,

gibt es auch, aber nur sehr wenige, Beispiele einer dritten Gattung, von Reimwörtern, die meines Wissens weder männlich noch weiblich heißen, und im Deutschen noch gar keinen festen Namen haben. Die Italiener nennen sie Rime sdrucciolose, gleitende Reime. Das sind solche, in denen die dritte Silbe vor der letzten auf eine von beiden Arten betont ist, die beiden letzten aber unbetont sind. Z. B. muthigen, blutigen; beschuldigen, huldigen.

Nach dieser Vorausschickung lässt sich die Richtigkeit folgender Maxen erklären,

Die Richtigkeit der männlichen Reime bestehet in dem vollkommensten Uebereinklange zweier betonten Endsylen von ihrem letzten Vocal an bis zu Ende. So klingen in Macht und Kraft der Vocal a und die Consonanten ch und t völlig überein. Da viele Sylen sich mit mehr als einem Consonanten anfangen, so können auch von diesen nach der einen oder der andern in gleich betonten Endsylen übereinstimmen; jedoch trägt diese zur größeren Richtigkeit nicht dass mindeste bei. So sind z. B. Menschen und Menschen, wovon auch das z vor dem Vocal überein klingt, um kein Haar richtigere Reime, als Schlacht und Kraft. Wenn sogar alle Bestandtheile der ganzen Silbe

überein hängen, so würde der Reim in einem andern Betrachte, wie weiter unten vorkommen wird, wieder fehlerhaft werden. Diese Bemerkung leidet auch bei den folgenden Reimen ihre Anwendung.

Weibliche Reime sind richtig, wenn vom letzten Vocal der vorletzten Sylbe an bis zu Ende des Wortes alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig übereinstimmen. So sind Lauben und graben richtige weibliche Reime, weil von dem a an alle übrigen Töne der beiden Wörter völlig zusammen stimmen.

Zwei Wörter von der dritten im Ersttunig Reimen, sich richtig, wenn von dem letzten Vocal der dritten Sylbe vor dem letzten an alle übrigen Töne bis zu Ende völlig überein stimmen. Z. B.

Deinem sanft flötenden
Ton, Philomele,
Weichen, die tödten den
Sorgen der Seele mir.

In flötenden und tödten den stimmen von ö an alle übrigen Töne bis an's Ende völlig überein.

Dass man nicht für das Auge, sondern für das Ohr reime, mithin die Richtigkeit des Reimes lediglich von dem Ohrenheittheit werden müsse, dürfte kaum erinnert werden;

wenn nicht so manche unstatthafte Reim-Kritik, die mir in Recensionen vorgekommen ist, mich dazu aufforderte. Es ist eben so große Tollheit, Töne sehen, als Farben hören zu wollen. Einfältiger Mensch, was du da auf dem Papptere vor dir siehest, sind ja nicht die Töne, sondern nur ihre Zeichen! Nicht dein Ohr, sondern dein Auge erklärt Reime für unrichtig, wie diese: Weich, Zweig; zeigt, reicht; hort, hörkt; durch, Burg; Gefang, Dank; werfen, schärfen; Tanz, farb's, Diamant's; Harz, bewahrt's; hat's, Schatz; niedewärts, Scherz; Wachs, strack's; Art, packt; Hexe, Kleckse; u. w. Gleichwohl reimen sich alle diese Wörter wegen des völligen Uebereinklanges der Töne in der guten Hochdeutschen Aussprache sehr richtig, so verschieden auch die Schrift ist. Der Hochdeutsche, welcher diesem widersprechen kann, ist, wenn nicht ein einfältiger Kopf, zum mindesten ein eigenstümiger Kopf, wenn anders der eigenstümige Kopf, der ohne vernünftige Gründe mit Händen und Füßen behauptet und widerspricht, etwas bessers, als ein Kopf ist.

Sch bin geneigt, sogar noch weiter zu gehen, und auch Reime, wie diese: Hals, Salz; Gans, Kranz; Tag, sprach; Pflug, Buch — für richtig zu erklären, weil die Verschiedenheit in der echt Hochdeutschen Aussprache

äußerst, und sogar alsdann noch fast unmöglich ist, wenn man vermittelst einer Mund-Grippe sich rechte Mühe gibt, die Verschiedenheit merklich zu machen.

Doch, vielleicht denkt ich von den Tadtern jener Reinschlimmer, als sie es verdienen. Wie, wenn sie sich wirklich auf ihr Ohr und auf die Aussprache berieben? Alsdann aber frage ich wieder: Lieber, was für ein Landsmann bist du? Bist du ein Hochdeutscher, geboren und erzogen unter den höhern und gebildetern Volks-Classen derjenigen Deutschen Provinzen, in welchen unsere neuere Schrift, und höhere Umgangssprache seit Luther's Zeiten entstanden und fortgebildet werden? Oder bist du ein Franke, ein Schwabe, ein Hasser, ein Baier, ein Schweizer, ein Destricher, mit Einem Worte, bist du ein Süddeutscher aus einer von denjenigen Provinzen, die noch das für die Christsprache längst veraltete Hochdeutsch sprechen? Im ersten Falle bist und bleibst du, Einwendens ungeachtet, entweder der einfältige Tropf, oder der eigensinnige Kopf; im zweiten aber berufst du dich auf ein falsches Ohr, auf eine falsche Aussprache.

Nur ein neu Hochdeutsches Ohr, nur eine neu Hochdeutsche Aussprache können und dürfen hierin entscheiden; und es steht mit Recht zu behaupten, daß nur die höhern

gebildeten Volks - Classen des nördlichen Deutschlands in dem Besitz die er Stütze sind. Dein nur sie haben an der Revolution, welche Cultur des Verstandes und des Geschmacks seit Luthers Zeiten erfahren, den höchsten und stärksten Nutzen genommen, und sich tie durch entstandene Eptache mit geringen Ausnahmen am meisten eigen gemacht. Die aus ihrem Schoße entstandenen Schriftsteller haben nicht nur das Gebände unserer Deutschen National - Literatur gegründet, sondern auch den von schon größten Theils hinaus geführt, ehe es den übrigen Provinzidien kaum noch eingefallen ist, an diesem Bane gleichfalls Theil zu nehmen. Wollen wir nun mehr, daß man ihnen für ihren Weitertankten soll, so müssen sie alle die Materialien zu Hause lassen, die zu diesem Bane nicht passen. Wie kann und darf ein seit gestern angelommener Fremdling sich anmaßen, heute schon an der Verfassung des Staates zu mestern? Es ist Thorheit, Ach einzuhilden, daß es gelingen wette; und Unverschämtheit, es nur zu wollen! Das neue in Obersachsen entstandene, von den öbern Volks - Classen bessir und anderer Sächsischen Provinzen und ihren klassischen Schriftstellern fortgebildete Deutsch herrscht nun einmal, und kein Elsasser, kein Schwabe, kein Wiger, kein Ostpreußischer wird es mehr wegherrschen! Jede Abweichung davon,

jede Empörung dagegen wird in gerechten Anspruch genommen. Alle verläßtigen und billigen Provinzalen sehen das auch sehr wohl ein, und fügen sich ohne Widerrede den Hochdeutschen Sprachgesetzen, so weit sie ihnen nur immer bekannt sind. Nur der Pöbel übertritt sie aus grober Unwissenheit, oder mit trockenem Verschlag.

Sollten aber wohl die oben angeführten Reime von einem richtig redenden und hörenden Hochdeutschen mit Recht getadelt werden können? Daß sie wirklich gesadelt worden sind, das kann ich versichern: Von einigen derselben steht zu behaupten, daß sie billig nicht nur vor jedem Hochdeutschen, sondern vor jedem Deutschen. Wie überhaupt als richtig gelten müßten. Wo ist wohl in irgend einem Winkel Deutschlands ein Mensch, der werfen und schärfen, Tatz und Diamants, Harz und bewahrt's, niederräets und Scherg nicht vollkommen gleich tönen und ausspräche? Von Tatz und sand's, hat's und Schag möchte bloß zu bestreiten seyn; weil mir zu Muthe ist, als hätte ich sand's und hat's von manchen Provinzialen wohl gehörter aussprechen hören, als es der Hochdeutsche durchgängig ausspricht. Wenn ein echter Hochdeutscher diese, und ein Deutscher überhaupt seine Reime unrichtig nennt, so kann er offenbar keinen andern Grund anführen, als weil sie

die Wörter nicht für das Auge reimen, und das ist offenbar ein Grund, der gar kein — Grund ist.

Allein in Ansehung des ch und g, in den übrigen oben angeführten Wörtern, möchten die Zweifel selbst eines Hochdeutschen gegen die Richtigkeit des Reims mehr Anschein haben; und dies veranlaßt mich, über ihre Aussprache eine kleine Ausschweifung zu machen, besonders, weil ich die Hochdeutschen Sprachlehrer, und namentlich unter diesen den größten, nämlich Herrn Adelung, hierüber entweder nicht recht verstehe, oder selbige mir Unrecht zu haben scheinen. Mir, der ich im Fürstenthum Halberstadt, und also auf der Grenze von Obersachsen, der Heimath der neuern Hochdeutschen Mundart geboren, an die acht Jahre in Obersachsen zu Halle erzogen worden bin, nachher aber über zwanzig Jahre unter gut Hochdeutsch redenden Menschen in und um Göttingen gelebt habe, und also echte Hochdeutsche Aussprache sowohl in den Ohren, als in dem Munde haben kann, mir scheint es, daß jene Herren die Aussprache dieser beiden Laute, wenn nicht unrichtig, demagch unbestimmt in ihren grammatischen Schriften angeben.

Was zu fordert das ch betrifft, so nehme ich jetzt zum ersten Mal, da ich genauer nachsehe, mit Bewunderung wahr, daß Herr Adelung zwei auffallend verschiedene Aus-

sprachen derselben auch nicht mit einer Sylbe beimerket. Ich meine die Verschiedenheiten nach a, o, u, und nach ä, e, i, ö, ü. Man nehme z. B. die Wörter Ach und Ich. Dort wird der Laut hinten im Munde durch Erhebung des hinteren Theils der Zunge nach dem Gaumen, und durch Herabsenkung und Zurückziehung der Spitze gebildet. Diesen kann man mit Abteilung den stärksten Hauch laut nennen, der entweder gelinde und einfach, wie in sprach, oder scharf und gedoppelt, wie in Gache, lautet. Davon ist aber der Laut des ch in Ich gänzlich verschieden. Diesen weiß ich nicht anders zu bilden, als durch Anlegung der vordern Seitenänder der Zunge halb an die vordern Backenzähne, und halb an die Männer des Gaumens, dergestalt, daß der Laut über die Zunge, die, wie mir's vorkommt, eine Mittellinie bildet, nicht mehr gehaucht, sondern vielmehr heraus gepfiffen wird. Auch dieser Laut ist entweder gelinde und einfach, wie in sich, fleche, oder scharf und gedoppelt, wie in Stich, Stiche. Von dem j unterscheidet sich derselbe durch nichts, als durch den stärkeren Druck der Organe, die bei Herbringung beider Lauten eine völlig gleiche Lage annehmen.

Zenen beiden verschiedenen Lauten des ch, dem gehauchten und dem gepfiffenen, weiß ich keine schärflicheren

Namen zu geben; als wenn ich jenen den Schlaut, diesen aber den Schlaut nenne. Der Unterschied zeigt sich nie merklicher, als wenn Ausländer unsere Sprache lernen sollen. Den Schlaut lernen sie thun Schwierigkeit; den Schlaut hingegen ist in ihrem ganzen noch so laugen Leben nicht mit der den Hochdeutschchen eigenthümlichen Delicatesse aus sprechen. Sie sprechen ihn entweder wie ein f, oder wie g, oder auch wie ch in Ach aus, welches letztere auch, wenn ich nicht irre, manche Provinzen, z. B. Westfalen, thun.

Eben dieser Unterschied des Ach- und Schlautes wird auch beobachtet, wenn a, o, u, oder ä, e, i, ö in ~~darauf~~, folgen. Chirg wird mit dem Schlaute, Chor aber am liebsten mit dem Schlaute ausgesprochen. Das übrigens ch vor einem s in einer und eben derselben Sylbe; wie k, und also der Dachs, das Wachs, wie Dak s, Wats ausgesprochen werden, hat seine völlige Hochdeutsche Richtigkeit, wie auch Adelung bemerkt hat. Anders verhält es sich, wenn das s; einer andern Sylbe angehört hat, und nur durch Elision heran gerückt ist, wie im Dach, des, Onches —, Dachs, wo es seinen Schlaut unverändert behält.

Das g lautet in der guten, neu Hochdeutschen Aussprache auf folgende verschiedene Weisen.

1) Es liegen die Organe eben so, als bei'm E; nur

dass sie nicht so stark am einander gedrückt werden. Mir
däucht, der mittlere Theil der Zunge erhebt sich, und schlägt
dabei leise und gehäuft an die mittlere Höhe des Gaumens,
anstatt dass die Zunge beim F-schlag angehoben, und nach
dem gehörigen Eigentümheit des Hauches und des Tones
schnell davon wieder abgeschnellt wird. Diesen Laut hat das
g a) überall im Anfange eines Wortes. Z. B. Gott wird
nicht wie Gott, auch nicht wie Gott, auch nicht wie
Gott, mit dem Ach oder Schlaute, sondern mit diesem
ganz eigenen, bis zur äussersten Gelindigkeit geschwungenen
K-tone ausgesprochen. b) Eben diesen Laut behält das
g überall und an jeder Stelle des Wortes, wenn ein Vocal
darauf folget, und kein n vorher geht. Z. B. sagen,
folgen, bergig, blauäugig. Dieser Ton bleibt auch
bei der Verdoppelung, in Flagge, flügge, in den
Niedersächsischen Wörtern. Hoge, ein Frosch, Plage, ein
abgestochenes Stück Rasen, die Linne legge, der Freiherr
von Knigge, Egge, u. w.

2) Lautet das g wie ein t am Ende einer voll betonten
Sylbe nach n. Z. B. Gesang, wie Gesang; so auch
Lang, Empfang, jung, empfänglich, Jungfrau.
Ausnahmen hiervon unter der folgenden Nummer.

3) Hat das g nach n einen Nasenton; fällt wie en, oh,

unter den Gründen; und zwar a) in allen Wörtern vor den Ableitungs- und Biegungslauten e, und denen, die sich noch dazu gesellen. Z. B. Stange, Stängel, singen, Anger. Diesen Nasenton behält es auch, wenn das e elidirt wird. Z. B. singt Singweise, des Gesanges — nicht wie Gesangs, b) Vor dem mildernden e, z. B. in enge, hänge; selbst wenn dieses e wieder ausgestossen wird, z. B. der engste, hänglich. Auch in den Wörtern Angst, Hengst, jüngst, längst, Pfingsten, vermutlich weil das f hier überall mit einem ehemals vorhanden gewesenen Vocal noch leise und unvermerkt angefeuchtet wird, sollte es auch nur das e seyn, womit der isolirte Sauselaut ausgesprochen wird.

Ausnahmen hiervom machen alle diejenigen abgeleiteten Wörter, deren Stammwort auf ug ohne weiteren Vocal ausging. Also z. B. empfänglich, von Empfang, wie E, so auch vergänglich, von Vergang, Langsam, langwierig, langweilig, u. w. Hierher aber möchte ich nicht mit Adelung ein Wort, wie unbezwinglich, rechnen, weil es von bezwingen abgeleitet ist, worin schon vorher ein e das ug begleitet hat.

Zweifelhaft scheint die Aussprache des g, in den halb betonten Sylben ung und nung zu seyn, ob es nämlich

den K- oder Nasenton haben soll. Ich, meines Theils, bin fast mehr für den K-ton.

4) Endlich hat das g den wahren Ach- und Ich-ton des ch, in Ansehung dessen man mir zwar widersprechen, aber mich schwerlich bekehren dürfte, weil ich die allgemeinste Hochdeutsche Aussprache hierin allzu aufmerksam erlauscht zu haben glaube.

a) Den Ach-ton des ch hat das g am Ende jeder betonten Silbe nach a; o; u, und an. Man spricht also Tag, wie sprach; zog, wie hoch; trug, wie Flucht aus. Eben das hat auch Statt, wenn das Ableitungs-Bildungs- oder Milderungs-e ausgeflossen sind. In fragt, trug, behaglich, tauglich, sagt, u. w. spricht man das g mit dem Achlaute des ch aus. Daher lautet auch das von jagen abgeleitete Substantiv Jagd, wie Nacht, und in den von tragen, mögen, wiegen, fliegen abgeleiteten Wörtern Tracht, Macht, Wucht, Flucht hat man sogar auch das Reichen zu Hülfte genommen.

b) Den Ich-ton des ch hat das g a) am Ende jeder betonten und unbetonten Silbe nach ä, e, i, ö, ü, ei und eu. Man spricht also Hindernis und der Weg, wie hinweg und Wech; Sieg und Krieg, wie Siech und Aekich; Teig, wie Leich. Eben das hat auch

Statt, wenn das Ableitungen, Blügungen der Missberatings- = e ausgestossen sind. Du sagst lautet daher, wie du sprässt, täglich, wie häufig, möglich, wie möglich; vergnügt, wie vergnüglich ist; und heugt, wie zählt, und heucht. — Geheiligt lautet, wie gehieilt. 2) Der Ich - tau findet überall Statt am Ende einer Sylbe, wenn irgend ein anderer Konsonant als n vor dem g steht, z. B. in Saargasse, Sach; sprach, Taube, Walzer, Berg, Bergberg, Bergberg, Berg, Wug, wogt, hirt, feiert, hilft, folgt, folglich, hügliche, u. w.

Wer diese Lehre höret, ... muss bei dem g, wenn es auf der einen Seite nicht mit dem Ach - oder Sch - tone des g, und auf der andern nicht mit dem R - tone, wie manche Provinzjäger, sondern, in dem G - tone Nummer 1 ausgesprochen will, eine gewisse Grimasse machen. Die macht er auch unverhältnig so lange er streitet. Sobald er aber an den Streit nicht mehr denkt, fällt er entweder in den R, oder in den Sch - ton, und spricht entweder Sach, Sat, was er nicht sollte, oder Sach, Sat, ersteres mit dem Ach - und letzteres mit dem Ach - tone, wie es auch den besten Hochdeutsch - Sprechern durch ganz Deutschland natürlich und eigen ist. Aber in Säuge, Sage, hertig,

zu es tägig behauptet, dass gelinde *sch* ton Numero I, viele
Gefütt, sein Flecht zuvielen, und es ist falsch; wenn man
die *Sch* rieß, oder *Sch* e, oder *Sch* e ausspricht.

5) Sollte nicht *g*-auch ausweilen, saßt wie j. ausgeprochen
werden? In der That, ich glaube dieses: in der Ableitungssy-
labe *ig*, wenn das *Sonctissimus* e hinzukommt. Dass, B.
grüfig nicht grütiß, auch nicht im Tone des g. Numero I,
wie in *Tage*, auch nicht, im Nasentone aussgesprochen wird,
das ist, dänisch mir, doch offenbar. Mich kann das in hier
nicht den *Ach* ton *desch* ch haben. Also bleibt nur noch der
Sch ton desselben übrig, welcher auch in der That der rechte
zu segn scheint. Das End-g in grüfig liegt, wie ich in
Liechl. sch allein in grüfige flinget es anders, als ch in
Liechl. Und wie? Fürmehr, wenn nicht völlig, doch
heimliche so spach, wie grüfige. Denn nie habe ich in
der grüfige Stott' irgend einen nicht grimassrenden hoch-
deutschen alle drei, g überrein aussprechen hören. Noch offens-
höher wird dieser Unterschied, wenn die Ableitungssylbe *ig*
zu Stammwörtern kommt, die sich aufig erdigen, z. B.
gezügfüsig. Niemand wird geneigt seyn, das *gezügfü*
in, fürsigs han vorher gehenden, wenn es dies anders füchtig
im G-tone Numero I ausspricht, gleich auszusprechen. —
Dieses Auschweifung über die Aussprache des *ch* und *g*.

geschah, um die Richtigkeit angefochtener Reime, wie *Eag*, *Sprach*; *Pflug*, *Buch*; *Mosch*, *Erfolg*; *braucht*, *tangt*; *zeigt*, *reicht*; *liegt*, *riecht*; *Brang*, *sank*; u. w. zu retten. Ich lehre zu meister Materie zurück.

Alle Wörter, in welchen dieselben Consonanten und Vocale nicht völlig überein klingen, welche nach dem Urtheile Hochdeutschher Richtig-Sprechers und Hörer übereinstimmen müssen, sind unrichtige, oder vieltheile unrichtige Reime.

Unrichtige sind daher 1) in Ansehung der Consonanten alle weiblichen Wörter, in denen b auf p, oder p auf b klappt. z. B. *Iaben*, *Gatrapen*; *Eobe*, *Erope*; *Glaube*, *Raupe*. Richtig hingegen sind die männlichen, z. B. *gab*, *Gatrap*. Denn b wird am Ende wie p ausgesprochen. Noch weniger, als b und p, reimen sich w und v, z. B. *Löwe*, *schöbe*; am allerwenigsten b und f, z. B. *Kiebe*, *Briebe*; nach einer verderbten Aussprache, *Brtebe* oder *Btiebe*, wie ich einmal gelesen habe. So reimen sich auch nicht d, t, und dt. z. B. *Laden* und *braten*; *reden* und *tretzen*; *Friede* und *Niete*; *Ode* und *Oote*; *Stute* und *Bude*; *Stände* und *Laufe*; *Kide* und *Streite*; *Rinde* und *Gfünfe*; *bunte* und *Günde*; *Gehde* und *Gkäder*; u. w. Letzter reimen sich nicht g und ch in weiblichen Wörtern.

3. B., Sage und Sprache; Flagge und Sache; Türe und tappe; spräche und erwäge; zeige und reiche; fliege und frieche; Pfluge und suche. Nichtig hingegen sind die männlichen, z. B. Tag, sprach, und Tag; Pflug und Buch; Molch und Erfolg; bräucht und taugt; zeigt und reicht; liegt und riecht; hort und horcht; u. w.

Zm. unrichtigsten und widerwärtigsten sind die Reime g auf t, und umgekehrt. Z. B. jagen, haken; jagt und hakt; singt und winkt; Flagge und Hage; Egg und Stede; Menge und Schenke; Berg und Werk; Folge und Wolke; u. w. Gedoppelt unrichtig und widerwärtig sind solche, wie legte und deckte, weil das e im ersten gedehnt, im zweiten geschärft ausgesprochen wird.

Sehr unrein und widerwärtig sind auch das gesinde s auf das scharfe ſ, wenn ein Vocal darauf folgt. Z. B. Hase und Straße; Riese und fliſſe; Reißiger und Fleißiger; moosig und Kloſig. Noch ärger ist es, dieses gesinde s auf das verdoppelte scharfe ſ oder das ſſ zu reimen, z. B. Hafe und Gafſe, weil da auch der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vocal noch hinzukommt. Da, wo nach ſ und ſſ kein Vocal

mehr folgt, wie am Ende des Worts, oder wo es ausgetragen ist, klippen sie überein. Wenn also da nur der Unterschied zwischen dem geschärften und gedehnten Vocal es nicht verbietet, so können sie ganz richtig auf einander gereimt werden. Z. B. Gras und fäst rasst und spaßt; Last und fässt odet fäst, sind ganz richtige Reime.

2) In Ansehung der Vocale sind so unfein und mißverwärtig, als möglich, a) wenn man geschärfte Vocale vor verdoppelten Konsonanten und gedehnte vor einfachen auf einander klappet. Z. B. Fällen und Käbeln; schämen und däumen; treten und betten; boten und spotten; Sprache und Sache; Fläche und bräche; Straße und Gasse; Grüße und Küssse. Die männlichen sind es fast eben so sehr. Z. B. Stall und Mahl; Kabinett und Gebet; Lam und Bam; Tod und Gott; spülf und drückt; schwer und Herz; siech und Stich; Fuß und Kuß; los und Kos; floß und groß; u. w. Reime, wie die letzten, möchten die Schwaben für richtig halten, weil sie floß wie groß dehnen. Auch die eigentlich kurzen, unbetonten Syllben in dachli- schen Wörtern, welche durch einen Syllbenzwang hinzuweilen zu langen und betonten erscheinen werden, unterscheiden nicht auf

wirlich lange betonte gesappt werden. Der Misllang wird hier noch ärger, wenn die leichten gedehnt sind, z. B. Grazie n., sie h n. Das sind sehr schändliche Reime.

b) Falsche Reime geben ferner alle zusammen gepaarten Vocale, die nicht mit einerlei Deßnung des Mundes ausgesprochen werden. Ist die Verschiedenheit der Deßnung zu beträchtlich, so ist auch die Dissonanz zu auffallend, als daß nicht auch das ditsche Ohr sie empfinden sollte. Nicht leicht wird daher wohl Demand-a, e, i, o, u auf einander reimen wollen, es müßten denn ganz hohe ungebildete, eben so falsch hörende als sprechende Schwaben seyn, die wohl sonst und Kunst, Lönnen und sinnen auf einander zu reimen im Stande sind. Allein die Vocale ä, e, ö, ingleichen i und ü, wie auch die Diphthongen ei, eu, ai und äu sind unter einander umgleich näher verwandt. Was ist von diesen zu halten? — Will man es ganz genau und strenge nehmen, so sind Thränen, sehnen und stöhnen; Lehre und Sphäre; Meer und Speer; Liebe und trübe; Blick und Glück; träumen und leimen; Feind und Freund keine ganz richtigen Reime. Da indessen hier die Dissonanz nicht so auffallend ist; da ein guter Vorleser durch Senkung des einen und Erhebung des Andern beiderbei Töne einander ziemlich nähern kann;

da ein so großer Mangel an Reimen in unsfer Sprache ist; und da endlich eben daher das Unsehn aller, auch unsferer besten Dichter ohne Ausnahme sie in Schuß nimmt, so darf man sie wohl, wenn nicht völlig richtig, doch wenigstens verzeihliche Reime nennen, zu denen nahe-weise Kunstrichter wenigstens zu schweigen haben. Deutlich wird ein Dichter von seinem Ohre, zumal in denjenigen lyrischen Gedichten, worin es auf höchste Correctheit angesehen ist, sich erst nach allen Seiten hin drehen und wenden, und nur dann nach solchen Reimen greifen, wenn gar kein Ausweg mehr vorhanden zu seyn scheinet.

Wegen unserer Armut an Reimen hörte ich schon manches Mal mündlich den Vorschlag thun, die auch in Rücksicht auf Consonanten bloß ähnlich stehenden Reimwörter gut zu heißen. Z. B.

Ich danke Gott mit Galtenspiel,

Dass ich kein König worden;

Ich wär' geschmeichelt worden viel,

Und wär' vielleicht verdorben.

Allein, wenn man solche Reime auch dem Pote n Asmus gut heiße, so würde man's doch schwerlich sein. Wetter Claudius, dem Homme de Lettres, thun. Der Homme de Lettres wird sich auch wohl hüten, wie der

Worte zu dichten und zu reimen. So dichtet, redet, verſſificirt und reimt auch Bürger, als Professor Bürger, ganz anders, als wenn er den Minstrel macht, wiewohl er als dieser keinen besondern Namen führt. Das begreifen aber weder manche Nachahmer, noch manche klügeln den Kunstrichter; und doch wäre es, dächte ich, so leicht zu begreifen.

* * *

Es thäte Noth, daß das Meiste, was in diesem Abschnitte von der Richtigkeit des Reimes gesagt worden ist, Tag für Tag durch ein Sprachrohr nach allen zwei und dreißig Würden hin sowohl den Deutschen Dichtern, als auch den Dichter- und Reimerlingen zugerufen würde. — Wie? Auch den Dichtern? Ja wohl! Es ärgert weit mehr, wenn ein so guter Dichter, als z. B. Herr Blumauer, ein so nachlässiger Reimer, als wenn der ausgemachte Dichterling zugleich auch ein Reimerling ist. Ich stachle hiermit Herrn Blumauer vorsätzlich eben deswegen, weil er mir als Dichter so werth ist, damit er sich aufmache, und seinem Landsmann Alzinger in dem rühmlichen Bestreben nachahme. In funfzig oder hundert Jahren sind ohnehin wir, die wir jetzt leben, nicht correct mehr; noch weniger werden

wir's seyn, wenn wir es nicht einmal für unsere Zeitgenossen zu seyn streben. Dem Dichter, der seine Kunst, seine Beset und sich selbst ehrt und liebt, wie er soll, ist auch das Kleinste keine Kleinigkeit.

2. Vom Wohlklange.

Reime sind wohl klingend, wenn sie leicht und angenehm auszusprechen, und leicht und angenehm anzuhören sind. Demnach beruhet der Wohlklang ungefähr auf folgenden Stücken.

1) Auf der Richtigkeit. Reime, die nicht richtig sind, können auch unmöglich wohl klingend seyn.

2) Reime von einfachen oder verdoppelten gleichen Consonanten sind in männlichen sowohl als weiblichen Wörtern wohl klingend. Z. B. gab, Dad, klar, empor, Natur, Stier, Gabe, Gnade, ziere, geboren, Fluren, Stamm, Baum, Flamme, Kette, Kesse, u. w. Von gleichem, ja vielleicht noch vorzüglicherem Wohlklange sind auch die Wörter, in denen die flüssigen Consonanten l, m, n, r sich vor andere stellen, weil sie sich mit dem folgenden sehr leicht vermählen, und dem Worte noch mehr Metall-Klang geben. Z. B. Wald, Gestalten, Sammeln, Falke, Stunde, warb, Garben,

Sturm. Wenn die flüchtigen unter einander selbst sich gatten, so entstehen habituell die schönsten, tönenbsten Reime; z. B. Hälme, Palme; Leine, ferne; Zorn, Dorne; Härme, erbarme; u. w. Solche Wörter hingegen, in denen mehrere sehr heterogene harte Consonanten zusammen stossen, die weder leicht und angenehm auszusprechen, noch auch anzuhören sind, können nicht für wohl klingend geachtet werden. z. B. schöpste, schröpste; dächzen, Brächen; hörkt, borgt; klopft, klops; schärft, werft; nichts, Gesichts; fürzt, schüxt; u. w. Solche entfernen sich zu weit von dem reinen Metall-Ton. Der Vocal wird durch die Menge der über ihn her stürzenden Consonanten erstickt;

Klagestimmen versinken also, wann bebend die Erde
Staub ekstürzt, und der Staub der gestürzten gen-
Himmelempor steigt.

Daher sind auch die gehobten Vocale vor einfachen Consonanten in der letzten männlichen Endsyllbe, so wie auch in der vorletzten Sylbe der weiblichen Wörter wohl klingen: der, weil der gehobte Vocal länger und voller tönt, als der kurz abgesoffene. Die Harmonie kann jedoch eine Ausnahme machen:

3) Willig müssen die Reimwörter unter den übrigen der

Verse am vollesten und lauschen können. E, i, o, u und au tönen lauter und metallener, als ä, e, ö, ë und eu oder ei. S. B. labe, liebe, lübe, Grube, Glaube sind in dieser Rücksicht wohl Klingender, als gäbe, lebe, schäbe, grübe, Scheibe. — Um Vorbeigehen, ich wollte, daß der Henker wenigstens zwei Drittheile der vielen e in unserer Sprache holte! Vor diesem e kann fast gar keine musikalische Sonorität aufkommen. Wer diesen Schwung von e für wohl Klingend halten kann, hat gar kein Ohr für die schöne Sonorität der Italienischen Sprache. Man höre die wohl Klingendsten Deutschen Verse gegen Italienische, wie diese:

Quanti vedrai giugnendo
Al nuovo tuo soggiorno,
Quanti verarti inforno
A ossir ti amore, e fel
O Dio chi sà fra tanti
Teueri ommagi e pianti
O Dio chi sà se mai
Ti sovverrai di me.

In elf Versen kaum so viel e, und diese fast alle betont. Dagegen nehme man ungeföhrt eben so viel Deutsche von einem Dichter, der sich bewußt ist, auf diesen Italienischen Wohlklang so sehr als Ciner zu raffeniren.

Unter Wagnemeldieen.

Ist der junge Lenz erwacht,
Seht, wie froh den Phantasten
Neuer Lust sein Auge lacht!
Golden über Thal und Hügel,
Blau und golden schwebet er;
Wohlgefühle wehn die Flügel
Milder Winde vor ihm her.
Wolken hinter ihm verleihen,
Tränkend Wiese, Hain und Flur,
Labsal, Nahrung und Gedeihen
Jedem Kinde der Natur.*).

Man zähle die größten Theils unbekönt e, und sehe,
ob man mit vierzig auskommt. Schändlich, schändlich ist
es, daß dieser E-Ton sich überall aufdringt, daß man
kaum einen Vers von vier Sylben ohne ihn zu staude-
bringen kann. Herr Adelung meint zwar Wunder, was
unsere Sprache an Wohlklang dadurch gewonnen; daß dieses
e so manches a, i, o, u der alten Lingua Francisca
verdrängt hat, daß wir z. B. statt Ethanlo Gedanke
statt Frankono Franken u. w. sagen. Klein — das

* Siehe den Anfang der Rechtschreibung der Venus im ersten
Bande dieser Schriften, 3. Seite.

sey dem Apollo gelag! — Der große König wußte gar wohl, was er mit seinem Leben, für Leben, sagen wollte, worüber man gleichwohl gespottet hat. —

Zurück kehrend von dieser Auschweifung, füge ich in Ansehung der Laut- und Volltonigkeit noch hinzu, daß die unbetonten, größten Theils auf e ausgehenden Endsyllben der weiblichen Wörter, welche mit einem Consonanten, etwa l, m, n, r schließen, tönernd sind, als diejenigen, die auf das bloße unbetonte e ausgehen. Z. B. Gabel hat mehr Klang, als Gabe.

4) Die männliche Reimshylbe muß eine voll betonte seyn. Huldigen und Grazien sind für männliche Reime nicht tönernd genug. Etwas mehr Ton ziehen die Ableitungssyllben ig und lich auf sich. Z. B. feierlich, adelig. An den Ableitungssyllben bar, sam, hast, heit, leit, ung ist in dieser Rücksicht nichts auszusehen. Vollständig laut genug tönen daher die männlichen Ausgänge auf wunderbar, tugendsam, grillenhaft, Erfahrenheit, Tapferkeit, Huldigung.

5) Ein wichtiges Erforderniß des Wohlklanges ist Manigfaltigkeit und Abwechselung der betonten sowohl als unbetonten Reimsyrraben, in Rücksicht auf Consonanten und Vocale.

A. Der betonen.

a) Mannigfaltigkeit der Schluss-Consonanten in den männlichen Wörtern, die nahe auf einander folgen. Z. B. die Reime Stab und gab; lieb und schrieb; hoh und schnob; hub und grub dürfen wohl die Gesetze wenigstens des feinern Wohlklanges beleidigen, wenn sie in einer Strophe, oder sonst allzu nahe bei einander vorkämen. Eben die Verwandtniß dürfte es auch wohl mit den weiblichen Wörtern haben, graben; heben, geben; lieben, trieben; loben, töben; hüben, gruben haben.

b) Mannigfaltigkeit der Vocale und Diphthongen. Diese will, daß die letzte Sylbe der männlichen und die vorletzte Sylbe der weiblichen neben einander stehenden, oder abwechselnd unter einander gemischten Reimwörter nicht einerlei Vocal oder Diphthongus führen. Zu nicht mehr als vier Zeilen übersicht man dies allenfalls; allein in noch mehreren entsteht dadurch ein unangenehmer Gleichtang. Z. B.

Furchtbartes Meer der ernsten Tragödie,
Uralter Quell von Welten und von Zeiten,
Unendliches Grab von Welten und von Zeit,
Beständiges Reich der Gegenwärtigkeit,

Die Asche der Vergangenheit
Ist dir ein Keim von Künftigkeiten.

Haller.

B. Mannigfaltigkeit und Abwechselung der unbetonten.

a) In Ansehung der Vocale ist da nun leider wegen des überlastigen unbetonten e, worauf bei weiten die meisten weiblichen Wörter ausgehen, nicht viel Mannigfaltigkeit möglich. Indessen gibt's doch auch einige, wiewohl nur wenige weibliche Ausgänge mit andern Vocalen, die man möglichst zu Hülfe nehmen muß. Ich meine die unbekonten, oder nur halb betonten ung, ig, lich. Z. B. Empörung, Verstörung; gütig, edelmüthig; unvergeßlich, unermesslich. Da sich aber das e gar zu oft aufdringet, so muß man wenigstens

b) Durch die Schlüß-Consonanten in die unbekonte E-Sylbe Mannigfaltigkeit und Abwechselung zu bringen suchen, so viel es nämlich da das gleichfalls sich allzu oft aufdringende e verstatte. Indessen ist doch in Ansehung der Consonanten mehr Mannigfaltigkeit möglich durch el, eln, ern, er, es, et, elt, ert, end, u. w. Wie z. B. in Handel, stammeln, sammelt, Wasser, eisern, schauert, Grabe, labet, walten.

Desters wird man aller angewandten Neühe ungeachtet die vielen Ausgänge auf e und en nicht wegschaffen können.

6) Um der Mannigfaltigkeit und Abwechselung willen muß man auch nach neuen, aber in sich wohl klingenden Reimen streben, deren Wohlklang dann durch die Neuheit gewinnt. Man vermeidet daher die allzu gewöhnlichen, zu oft schon gebrauchten, z. B. Liebe, Liebe; Zugend, Zugend; u. w., ohne jedoch hierin gar zu ängstlich zu sein. Die Schönheit des Gedanken muß man darüber nie aufopfern. Es kann aber sehr oft mit sehr alten und abgedroschenen Reimen ein sehr neuer und schöner Gedanke bestehen, und wenn dies ist, so vergißt man des abgenutzten Reimes völlig. Ein allzu sichtbares Bestreben nach neuen und sonderbaren Reimen trägt um so mehr ein Ansehen von Gederei, je weniger schön und geistreich der Gedanke ist, der durch die seltsamen Reime herbei geführt wird. Sind sie in sich auch nicht einmal wohl klingend, so trifft sie in vollem Maße der Spott der bekannten schwer gereimten Oden.

Was stehst du Spötter da, und pausbädst
Schwer reimende Lehroden her?
Gib Acht, daß man dich nicht hinausbart
Für dein satyrisches Geplärr.

Von einem meiner sonst guten Almanachs-Contribuenten kann ich manches Gedicht bloß um der seltsamen und abenteuerlichen Reime willen nicht aufnehmen, weil sie weiter nichts, als seltsam und abenteuerlich, oft sogar gemein und niedrig sind. Es ist auch gar kein Wunder, wenn der Häscher neuer Reime in niedrige Regionen gerath. Denn das, was im Gebiete des Edeln vorkommt, ist überall schon mehr oder weniger gebraucht worden. Ich wünsche, daß Ihn, den ich meine, bei dieser Stelle das Gewissen röhre.

7) Es Klingt meinem Ohre nicht gut, wenn in Gedichten von regellos wechselnden männlichen und weiblichen Reimen, wie z. B. in poetischen Episteln, zwei nicht sich reimende männliche oder weibliche Endwörter zusammen stossen; oder wenn da; wo männliche und weibliche Reime gehörig wechseln sollten, nur Reime von einerlei Art wechseln. Soqueme Versificateus und Reimer erlauben sich vergleichen nicht selten. Ich muß hierin meinen Freund Göcklingt namentlich in Anspruch nehmen. Ich wähle die erste Stelle, die mir in's Auge fällt.

Der Dünkel, ein Paradiesfend
Wie Herr Pythagoras zu reiten,
Den Mancher noch als Mann erfährt,
Der sollte mich als Züngling nicht verleiten?

Mit einem ernsten Angesicht
 Besieg ich dieses Ross; und ritt (ich hieß's für Pflicht!)
 Bei Tag und Nacht, und über Stock und Stein,
 Den Weisheitstempel aufzufinden;
 Ich aber, ach! ich fand ihn nicht.
 Seht seh' ich wohl die Ursach' eins:
 Ich ritt, was lärge' ich's noch? im Blinden!
 Sonst hätt' ich wohl den Fußsteig sehen müssen,
 Der zwischen zwei beblümten Glässen
 Auf Rosen hin zum Tempel lief. u. m.

* * *

Ich mahlt' euch gern das ganze Bild
 Des Hagestolzen redlich aus;
 Doch wär' es einst vielleicht ein Schild
 Vor seines Mahlers eignes Haus!
 So mahlt' es denn ein Ehmann aus.
 Doch las den ersten Unterricht noch
 Mit diesem Geusser mich beschließen:
 Ein traurig Ding ist's wahrlich doch,
 Das Leben ledig zu genießen!

Und so beschaut, wird; wie ich meine,
 Des Griechen Antwort richtig seyn;

Nimm eine Gattin, oder keine,
 Es wird dich Beides oft gereun!
 So ist's! Das Glück hat immer Mängel,
 Die Freud' ist unstät auf der Erde;
 Allein der Mensch ist Mensch, nicht Engel,
 Damit er erst zum Engel werde. u. w.

Eine solche Reimstellung ist mir ein allzu verworrenes
 regelloses Glöckenspiel.

Auch liebe ich's nicht, wenn in Gedichten dieser Art mehr,
 als zwei männliche, oder weibliche Reime auf einander
 folgen. Drei lasse ich mir höchstens noch gefallen; mehr
 aber nicht leicht, es müßte denn um der nachahmenden
 Harmonie willen geschehen. Außer dem ist es lästiger
 Gleichklang. Wie es übrigens die Engländer ertragen
 können, daß man in jambischen Gedichten von gleicher Vers-
 länge, worin regelmäßig zwei männliche mit zwei weiblichen
 Reimen abwechseln sollten, zwischen durch, ehe man sich's
 versleht, auch auf drei der einen oder der andern Art stößt,
 das ist mir unbegreiflich. Mir ist das eben so unangenehm,
 als wenn ich auf ebenem Wege eine gute Strecke im gehal-
 tenen Gleichgewicht fortgesfahren bin, und dann bald nach
 einer kürzern bald längeren Pause plötzlich zur Seite ge-
 schweift werde.

8) Die so genannten reichen Reime, wenn sie nicht zur Harmonie dienen, sind eben nicht wohl klingend. Denn es fehlt hier die zur Einheit erforderliche Mannigfaltigkeit. Wortklang und Begriff fallen völlig in Eins zusammen. Wenn es aber die Umstände erfordern, daß einerlei Begriff in zwei Versen an das Ende zu stehen komme, so ist nichts billiger, als daß er auch mit eben demselben Worte bezeichnet werde. — Bei männlichen Ableitungssylben, z. B. *h e i t*, *Zeit*, an verschiedenen Stammwörtern von verschiedenen Begriffen ist der reiche Reim allenfalls zu dulden, weil er da minder bemerkbar ist. So kann man *X a p f e l k e i t* und *Heiterkeit* noch wohl reimen.

Warum er der reiche Reim heißt, das mag der Himmel wissen. Ich würde ihn lieber den armeligen heißen. Vielleicht heißt er indessen *reich*, weil hier in zwei Reimsyllben alle, selbst die Anfangstöne überein stimmen.

Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachtfeier der Venus.*).

Die neue Auslage meiner Gedichte, die unter andern unverschuldeten Ursachen sich auch aus einer, welche aus dieser Nachtfeier hervor leuchtet, bisher die längste Zeit ver-spätet hat, wird viele und beträchtliche Veränderungen, ja von manchen Stücken fast gänzlich Umbildungen enthalten. Diese veranlassen mich zu einem Wagnisstücke, das in dem Umfange, in welchem ich es auszuführen gedenke, vielleicht ganz ohne Beispiel ist. Ich will eine ausführliche kritische Rechenschaft über diese Veränderungen ablegen; ich will Urtheile, die über mich und meine poetischen Werke ergangen sind, nach ihrem Werthe oder Unwerthe prüfen; ich will unbefangen, als wäre die Rede von einem Dritten, melden, was ich von meinen Genie, von meinem Geschmacke, von meiner Kunstschriftigkeit, und von meinen Producten selbst halte. Außer einem Versuche des verewigten Gelieb't ist mir nichts Aehnliches bekannt. Von dem Ernst, von der

* Aus der Handschrift.

Nachtung und dem Beifalle, womit man diese Probe aufnimmt, wird die Vollendung des gegenwärtigen Versuches abhangen.

Die nächste Absicht meines Unternehmens ist nun freilich etwas eigennüsig; dennoch schmeiche ich mir, daß sie keinen Vorwurf verdiene. Ist es denn einem empfindenden Wesen zu verargen, wenn es auf eine erlaubte Weise unangenehme Gefühle von sich abzuwehren sucht? Und ist es etwa kein unangenehmes Gefühl, gleichgültige, oder gar unzufriedene Gesichter da zu erblicken, wo man auf Freude rechnete, und um diese zu erwerben, gutmütig seine besten Kräfte anstrengte? Ganz gewiß ist es sehr hart, einen der humansten und edelsten Wohlgenüsse durch Unwissenheit, durch Unverständ und Geschmaclosigkeit, oder gar durch bösen Willen verbittert zu fühlen, und man darf wohl dagegen Vorkehrungen machen. Dies ist der Fall, in welchem ich mich befindet. Mir drohet Misvergnügen, wenn ich ihm nicht durch freundliche sowohl als strenge Belehrung zuvorkomme.

So häufig auch Schriftwerke bei neuen Ausgaben, in der Absicht sie zu verbessern, umgeändert werden, so ist dies Unternehmen doch bei keiner Gattung so mißlich, als bei Gedichten, besonders solchen, die vielen Menschen be-

leant, und vollends gar lieb geworden sind. Verschlimmerungen, deren Möglichkeit eben nicht sehr fern von der Hand liegt, sind natürlich schon vermöge des Begriffes verwerflich. Doch näher liegt die Möglichkeit bloßer Veränderungen von gleichem Werthe mit den vorigen Lesearten, die ebenfalls auf kein Glück, ja vielleicht gar auf gleiche Verwerfung mit den offensbaren Verschlimmerungen rechnen dürfen, weil sie dem Leser die unnötige und zwangsvolle Mühe verschaffen, das Alten sich zu entzügeln, und etwas Neues in das Gedächtniß zu fassen, welches gleichwohl nicht besser ist, mithin jene Mühe nicht belohnet. Dieser Umstand ist sogar Schuld, daß auch die wahren und unwidersprechlichen Verbesserungen sehr oft, wenn nicht mit entschiedenem Unwillen, doch wenigstens nicht mit demjenigen Wohlbehagen aufgenommen werden, welches sich ihr Urheber versprach, und billig versprechen durfte.

Diese ungünstliche Erscheinung tritt noch näher, wenn sich, außer der natürlichen Trägheit, auch noch die eben so natürliche Eigaliebe der Menschen mit in das Spiel mischt. Dadurch, daß sie einem Gedichte einmal ihren wollen Beifall geschenkt; daß sie es unvermerkt auswendig gelernt, und auf diese Weise ihrem Geiste angeeignet haben. Kommt es mit ihnen nach und nach dahin, daß sie es gleichsam für

Geist von ihrem Geiste hältte, wortlos sie einen Theil ihres Selbst mit lieben, und welchem irgent ein Leid zuzufügen, von ihnen fast eben so hoch aufgenommen wird, als ob es ihnen unmittelbar selbst widerfuhr. — So können auch fremde, nur angenommene und erzeugne Kinder eßlich eine Zuneigung erwecken, die derjenigen gleichkommt, welche die Natur den Herzen leiblicher Eltern einflößt; und es gehört schon viel Unbefangenheit, Geistesstärke und Geschäftverläugnung dazu, solche angenommenen Kinder von andern Personen, ja selbst von ihren natürlichen Eltern, wenn schon gerechter Weise, ohne Missbehagen fröhligem zu sehen.

Diese durch häufige Erfahrungen bewährte Wahrtheit hättt, wie es scheint, mich bestimmet sollen, mit manchen meiner Gedichte weit säuberlicher, als geschehen ist, zu verfahren, und lieber die Maxime des Pontius Pilatus zu bes folgen: Was ich geschrieben habe, das habe ich geschrieben! Ich kann vorans wissen, daß ich es kaum irgend Jemanden, am wenigsten aber den Menschen gänzlich gemacht habe. Denn ob ich gleich was die Besten betrifft, die Urtheile derselben, so viele ihrer mir mit Gesicht geblonken sind, und selbst die unbekannten und geschmacklosesten derselben auf das Fergältige entwogen; und darnach, oft selbst in Fällen sehr einleuchtender Unmöglichkeit,

was mir immer möglich gewesen, zu verbessern gestrebt habe, so ist doch wohl kein einziges Urtheil vorhanden, von dem ich nicht hätte Ausnahmen machen müssen. Nun haben die Osteconsistenzen gemäßiglich, und zwar schon Kraft des mit Harschsucht, mit Druck, mit Ueberweisheit, mit Eigensinn geschwängerten Dunsfkreises, in welchem sie ihr Wesen treiben, die Unart der Staatsgewalshaber an sich, daß sie sich mehr ausmassen, als ihnen von Natur- und Staatsrechts wegen zukommt, und jeden ihrer Einfälle gern durchgesetzt wissen wollen. Die Kunst also, die ich mit durch zehn befolgte Erinnerungen erworben haben möchte, dürfte leicht durch eine einzige nicht befolgte wieder verscherzt werden. Sternächst bin ich auch zu den meisten Veränderungen nicht eben durch schriftliche oder mündliche Revisionen, sondern durch mein eigenes wohl erwogenes Urtheil verleitet worden. Wehe mir vollends, wenn diese ein Stück, wie z. B. die Nachfeier betreffen, ein Stück, das Männer gefüllt, das man so oft schon vorzüglich genannt hat!

Dennoch hat weder das Beispiel des Pontius Pilatus, noch der häusige und dringende Ratß meiner Freunde, an den nun einmal mit Beifall gekönten Gedichten nichts mehr zu verändern, noch endlich ihre mit drohende Unzufriedenheit etwas bei mir frachten wollen. Der Wunsch, Allen

Alles, ja selbst der, nur einem Einzigem vom diesen Alles
Alles recht zu machen, wird auf Erden nie erfüllt werden.
Warum sollte ihm dann also der Künstler einen andern
Genuss aufopfern, der sich ihm, innerhalb der Grenzen der
Möglichkeit, weit näher, weit erreichbarer darbietet? Der
Künstler, welcher der Schönheit und Vollkommenheit nach-
strebt, richte sich daher minder nach dem großen Schmucke
der sich so oft widersprechenden Kunstbeurtheiler, als vielmehr
nach den Forderungen der Kunst selbst, so wie er sie
nach genauer Erwägung erkannt zu haben glaubet, damit
er, wenn auch sonst Niemanden, doch wenigstens sich selbst
so weit befriedige, als es ihm seine Kräfte, und die Schwie-
rigkeiten sowohl des Stoffes als der Form gestatten. Fehlt
auch gleich alsdann noch immer sehr viel an voller Erfüllung,
indem das göttlich erleuchtete Auge des wahren Künstlers
viel weiter blickt, als seine Hand reicht, so tröstet er sich
darüber doch eben so leicht, als wir alle uns trösten, daß
wir nicht Sonne, Mond, und Sterne bereisen könnten. Seine
Zufriedigung seiner selbst in möglichster Annäherung zu dem,
was er für schön und vollkommen achtet, ist eigentlich der
reinste und edelste Genuss, den die Kunst ihren Getreuen
an Zielle ihrer Laufbahng, und auch dann noch zum füßen,
Lohn gewähret, wann ihnen längst alles Ansuchen der

Menge zur losen Spalte geworden ist. Sie ist der Himmel, sie ist die Seligkeit des Künstlers auf Erden.

Vorzüglich also und bestmöglichst mich selbst, Andere hingegen nur so weit zu befriedigen, als meiner eigenen Zufriedenheit dadurch kein Abbruch geschiehet, ohne jedoch Ihren Erinnerungen ein wäliges und aufmerksamtes Ohr zu verfagen, das scheint mir der ratsamste Weg, den ich zu betreten habe. Bin ich an Genie und poetischer Urtheilstkraft nur nicht allzu kurz gekommen, so führt dieser Weg hoffentlich weiter, als irgend ein anderer; und wenn ich gleich auch hier nicht Alles erreiche, was Allen gefällt, so erreiche ich doch wohl noch das Reiste von dem, was billig Allen gefallen sollte, wenn anders nicht Ihr Privat-Geschmack im Wege stände.

Das Wohlgefühl dieser Selbstbefriedigung fahrt jedoch Theils durch kritische Chicane, Theils durch dunkelhafte Überweisheit, Theils durch eine gewisse Geschmacksgimpelie, die seit längerer Zeit sehr häufig in unseren ästhetischen Notationen pappet^{*)}, verklummt werden, nicht

^{*)} Unstreitig die treffendsten Ausdrücke für die Sache, welche aber eben diese Gimpelie bald wieder anzapfen nicht erlangen dürfte. Denn sie pappet Alles an, was ihr noch nicht vorgekommen ist. Hier wird sie vermutlich das be-

blos, weil dadurch die Selbstlärde des Künstlers gekämpft, sondern auch bei vielen Lesern sein Wunsch versteckt wird, die Freuden der Kunst zu verwüstigen. Von allen drei Feindinnen ist eigentlich die letzte die widervölkigste. Denn die Chirane ist kaum im Stande, sich so sehr zu verhegen, daß der Künstler und das Publicum sie nicht bald für das erkennen könnten, was sie ist; und alsdann weiß sie entweder gar nichts, oder sie sagt in Unzucht und Zorn. Diese Affectionen von der wackern und rästigen Art sind behaglich, weil sie ein Vergnügen zum Bewußtseyn bringen, den Chiranen, wenn man sonst will, bei Gelegenheit so häufig wieder zu treffen, daß er mit Ach und Weh heim, oder in irgend eine neue Bücherei läuft, und bei fest verriegelten Thüren durch irgend ein Luftholz heraus über das böse Herz des aufgebrachten Künstlers die Vorübergehenden anjammert. Die düstrelhafte Ueberweisheit erregt ebenfalls nur Affectionen, in welchen man sich wohl fühlt: Verachtung, Spott und

Lachte. Beispiele von Bürgerischen Kraftausdrücken, die das Schönheitsgefühl zurück scheuchen, anstimmen. Sonderbar! Ich weiß gar nicht, wie man gegen etwas so Wortreiches, als Kraft ist, eingedenken seyn kann, man müßte denn anders ein schwaches Geschmacksgropel seyn, der sich vor der Kraft zu fürchten hat.

Hohnlache. Aber die plädernde Geschwindigkeitspfelei übertrifft alles Entsetzliche, was dem besinnlichen Künstler sein Geschäft verleidet kann. Dann diese hat gewöhnlich liegend ein ästhetisches Koch- und Schneidebuch gelesen, und versteht nichts anders zu kochen und zu schneiden, als was ihr vorgedacht und vorgeschneidet, und versteht es auch unter allen Umständen auf keine andere Weise zu kochen und zu schneiden, als wie es ihr vorgedacht und vorgeschneidet werden ist. Von dem Horazischen *descriptas servare vices operumque colores* versteht sie eben so wenig, als sie von dem wichtigsten und wahren Ausprüche des großen Römischen Kunstsichters Quintillian: *Omnia verba sunt aliquid optima*, etwas weiß. Sie betrachtet eine Ballade, wie eine Mutterfeier, und eine Nachtfest, wie eine Ballade; sie gimpelt und piept nach Schönheit, wenn es auf Stärke, Kraft und Macht und Drang durch Mark und Bein ankommt; und da, wo keine häfliche Form bleibt unberacht, da piept sie nach Schnürle und Kräuseltei. Der im Kampfe begriffene Athlet soll die Bewegungen des Menuett-Tänzers, und der Menuett-Tänzer oft wieder die Schnörkel des Gaullets machen. Nirgends versteht sie sich auf das
 Sed nunc non erat his locus.

DAS SCHLIMMSTE ist, wenn diese Geschwindigkeitspfelei mit

der Miene der Echtheit, der Bescheidenheit, der Wohlmeinung, u. w., auftritt, ja sogar wirklich echth, bescheiden und wohlmeinend, manchmal aus Geisteschwäche gemeinlich zugleich etwas überweise ist, so doch sie, wenn sie ihre Amnestie, feligkeiten hergepiet hat, mit der seligsten Selbstgenügsamkeit von dem kritischem Tribunale heruntersteigt. Denn was soll man mit ihr machen für das ärzte aller Geflüchte, das sie einem zubereitet hat, für den unanständigsten Elter? Da sie eine Persona miserabilis ist, so kann und darf man sie doch unmöglich prügeln, wie die Chicane noch verachten, verspotten, und auslachen, wie die Überweisheit. Auch führt wegen ihrer Geisteschwäche und eben daher größten Portion von Eigenliebe gar keine antikritische Belehrung Statt. Sie hat immer noch etwas weit Amnestiereres zurückzupielen, gerade wie Bigotterie und Übergläubigkeit, wenn man ihnen Vermaut predigen will. O Einspieler, Einspieler! Ich bitte dich, recensire mich wie. Thut ihr es lieber mit vereinten Kräften, Chicane, und Überweisheit!

Meine Witte wird aber wohl nichts schwärzen. Die Chicane weiß es zwar wohl, was sie ist; aber nicht so die Überweisheit und die Einspieler. Denn diese halten sich für die Göttinn der Kritik selbst; und wenn ich gegen sie um-

gebüsbig werde, so heißt es: Herr Bürger kann die Kritik nicht vertragen; wenn Herr Bürger gleich nur den Unfall ihrer Türen und Stuben nicht vertragen kann. Sie werden also wohl alle drei gegen mich ausspielen. Um mir nun nicht meine Freude an der Zufließbarkeit anderer unschuldigen und unbesangenen Dichter gar zu sehr verkümmern, um mit nicht Dinge vorzutragen zu lassen, die ich längst besser gewußt, reiflich erwogen, und für unglaublich befunden hätte, - wie aus Schwierigkeiten heraus zu helfen, um ihnen den Stoff zu neden, zu Hägeln und zu piepern so viel als möglich zu benehmen, um ihnen ihr Geschäft etwas schwerer zu machen, als sie es sich selbst zu machen gewohnt sind; darum entschloß ich mich zur dieser Selbstkritik und Rechenschaft über mein Verfahren. So weit und nicht weiter reicht meine eigennützige Absicht. Verdient sie gleich kein Lob, so verdient sie doch auch keinen Tadel;

Weit stärker aber reizte mich doch noch eine andere, die auf Dank Anspruch machen darf, wenn gleich meine Kräfte nicht hinlänglich seyn sollten, sie zu erreichen. Ich wünsche einen künstlichen und wichtigen Zweig der poethischen Kritik ausführlicher zu bearbeiten, als in irgend einer unserer kritischen Zeit- und Lehrschriften bisher geschehen ist, nämlich die Kritik der Kleinen und Einzelnen in Ansehung der

Diction, des Verſet und des Nachſet zum Gehuf einer künftigen Deutschen poetischen Grammatik, die noch nirgends in gehöriger Vollständigkeit vorhanden ist. Eher mag wohl der fast allgemeine und überwiegende Hang der Philosophen und Kunſtrichter röhren, nur immer über den äſthetischen Stoff, z. B. des Schönen, des Erhabenen, des Mainen, des Mührenden, des Lächerlichen; u. w. zu vernünfteln? Wenn darüber ſcharfsinnig, bestimmt und deutlich philosophirt wird, so hat das freilich als Geſtus-Motion ſeinen guten Ruf; allein für die Kunſt und deren Ausübung wird wenig oder nichts dadurch gewonnen. Denn alle jene Gefühle können dem Kunſtler und Kunſtbeurtheiler durch keine Dogmatik eingefloßt; ja es können auch nicht einmal die ſchon vorhandenen dadurch ausgebildet werden. Doch dem fey, wie ihm wolle; warum wird denn dabei die Ehre von der Form, wobei eigentlich und vornehmlich ein Kürzen Statt findet, ſo ſehr vernachläßigt? Gibt etwa die Behandlung der ersten Gegenſtände ein vornehmeres Anſehn? Oder geschieht es deßwegen, weil es leichter und bequemer ist, zu neun und neunig phantastischen Abhandlungen z. B. über das Schöne, das Erhabene, u. w. die hundertſte zusammen zu phantasiren, und ſich dadurch das Anſehn eines ließtunigen Forſchers zu erwerben, als den Künget der Muſen

durch das große und mannigfaltige Wörter- und Sylbengebot durchzuführen, und ihm die Kunst des vollkommenen poetischen Ausdrucks in hundert bis auf das kleinste und feinste zerglieberten Beispielen beigebringen, dafür aber viel leicht zum Dank ein Sylbenstecher zu heißen? Ich verkündige aber allen, denen, die es noch nicht wissen, hiermit ein großes und wahres Wort: Ohne diese Sylbenstecherei darf kein ästhetisches Werk auf Leben und Unsterblichkeit verzagen.

Wer die Lehre von dieser Sylbenstecherei gründlich und vollständig aufstellt, der leistet den schönen Kiedkünsten gewiß weit mehr Nutzen, als alle jene vornehmen Herren mit ihrer vornehmen Philosophie, die so häufig nur durch die hohen und lustigen Regionen der Allgemeinheit hinschweift, und sich selten, vermutlich um die Unbrauchbarkeit ihrer Theoreme nicht zu verschämen, zur Anwendung auf das besondere und Einzelne herabläßt. Noch überwiegender wird der Nutzen der Sylbenstecherei seyn, wenn die vornehmen Herren, anstatt aus bestimmten Wegesäften und Gedanken etwas Festes und Halbfestes aufzubauen, nur vermittelst lösender Wörter und Redensarten, die das Ohr, nicht aber den Verstand füllen, der Phantasie ein gestaltloses durch eingedrungenes fließendes blaues Dunstwerk vorgaukeln, das,

wenn man auch mehr als drei Mal darnach ausgreift, dennoch die Hand leer lässt.

Par levibus vestia, volveteaque simillima somno.

In keinem einzigen Zweige der Literatur ist dies so häufig der Fall, als in dem ästhetischen, und längst ist mir daher diese phantastische Philosophie, wozin das Verständliche selten neu, und das Neue selten verständlich ist, zum wahren Ekel geworden. — Doch es ist Zeit, daß ich mich zu meinem Geschäft wende.

* * *

Die Nachfeier der Venus ist mein erstes Gedicht; das erste nämlich von denjenigen, die durch den Druck bekannt geworben sind. Ich habe zwar schon weit früher Lieder gedichtet, allein niemals eins für werth achten können, denn Publicum, vorgezeigt zu werden. Keins meiner Gedichte hat von seinem ersten Entstehen an, bis zu seiner unvermeidlichen Vollendung, so große und mannigfoltige Veränderungen erlitten, als dieses, obgleich das bekannte dem Satz zugeschriebene Römische Original demselben zum Grunde liegt, dessen wirkes, vermordetes, kunkeltes, däotisches Wesen jedoch jeden Bearbeiter zu einer neuen Gestaltung auffordert. Die erste rohe Gestalt, in welcher es aufzunehmen

Handen hervorging; hat mit der gegenwärtigen, so wie mit dem Originale kaum etwas mehr, als die Ueberschrift gemein. Eine verwandelte sich indessen schon vor dem ersten Abdruck so weit in eine bessere, daß Herr Ramler, welchem mein Freund Boie dieses Gedicht in Abschrift mitgetheilt hatte, es der Mühe wertthalten konnte, dieselbe weiter zur Schönheit auszubilden. Mit den Ramlerischen Umbildungen erschien die Nachfeier, ich weiß nicht wie, zuerst im Deutschen Merkur vom Jahre 1773, und kurz darauf, wenn nicht mit allen, dennoch den meistern Ramlerischen Lesearten im Göttingischen Musen-Almanache für das Jahr 1774, den Boie damals besorgte. Zum dritten Male ließ sie Herr Ramler in seiner Lyrischen Blumenlese von 1774, und wenn ich nicht irre, mit noch einigen neuen kleinen Veränderungen abdrucken. Ich stand damals noch in denjenigen Lehrjahrsjahren, in welchen man die ältern, allgemein anerkannten Meister der Kunst, wie Herr Ramler war, nicht blos für das, was sie sind, nämlich für menschliche, mithin dem Frethume unterworfsene, und allenfalls noch wohl zu übertreffende Meister, sondern für allwissende und unfehlbare Götter zu halten geneigt ist. Nicht nur ihre neuen Vorschläge scheinen uns dann über jede Einwendung erhaben zu seyn, sondern wir vergessen

fogar die trifftigsten Bedeutlichkeiten gegen unser eigenes
Machwerk, wenn ihr Urtheil es auch nur stillschweigend
gut geheißen hat. Man wird sich daher nicht wundern,
wenn ich sowohl damals, als noch mehrere Jahre nachher,
die Rambesschen Umränderungen für das reifste, gediegendste,
auf keine Weise mehr goldener zu machende Gold hielt, be-
sonders da sie meine eigenen ersten Lesearten, in der That
so weit übertrafen, daß ich eitige derselben noch in dieser
neuesten Umbildung dankbar mit benutzt habe. Diese hei-
lige Chrfurcht, die, wie mir dächte, dem jüngern, wenn
gleich mit Genie begabten, doch gemeinlich noch sehr ur-
theilslosen Künstler, gegen den verdienstwollen ältern, weder
über ansteht, noch übel bekommt, hielte bei mir, als ich
1779 die erste Sammlung meiner Gedichte herausgab,
fast gänzlich, und bei der zweiten Ausgabe im Jahre 1790
größten Thells noch an. Wenn ich aber nunmehr
und bei Anlegung der letzten Hand, die doch wohl endlich,
den ihr von Natur und Schicksal bestimmten höchsten Grad
der Geslichkeit und Fertigkeit erlangt haben müßt, einen
Grab, der wohl wieder abnehmen, aber nicht mehr wachsen
wird, wenn ich nunmehr der näher erkauften Kunst und
ihren Gesegen mehr Chrfurcht schuldig zu seyn glaube, als
auch den größten Meistern, so kann es Niemand, und oßt

allernewigsten Herr Manler übel finden, wenn ich mit etwas gegen ihn erlaube, welches er sich selbst von je her gegen alle Dichter ohne Bedenken erkauft hat. Er veränderte viele ursprüngliche Besatzen der Dichter, ein Unternehmnen, das eben so oft vertheidigt, als gemisbilligt werden ist, und daher wohl eben so viel für, als wider sich haben mag; er veränderte sie, weil er sie zu verbessern glaubte. Ich aber verändere wieder die Romantischen Verbesserungen, weil ich aus Gründen derselben zu lösnen glaube, daß diese Verbesserungen noch nicht die besten waren.

Je mehr der Köhlergläubre meiner Jugend abnahm, desto rascher, wenn mich nicht meine ganze ästhetische Urtheilkraft triegt, erhob sich mein Gedicht zu höhern Stufen der Vollendung. Schon auf seiner niedrigern hatte man es mehrmals für ein Muster der Verskunst und des Deutschen Wohltones ausgegeben; und selbst Diejenigen, die den Werth meiner meisten übrigen Gedichte tief genug herab zu setzen strebten, glaubten doch von diesem mit Achtung reden zu müssen. Diese Umstände, und das vorzügliche Gelingen einiger Stellen, ein Gelingen, welches mein Urtheil zu jeder Zeit und in jeder Stimmung befriedigte, erregten in mir einen kühnen und anmaßenden Gedanken, der, wenn ich ihn gestehe, mir vor dem Stuhle der Kritik einen hat-

ten Stand machen wird. Dennoch soll mich das nicht abhalten, ihn offenherzig zu gestehen, weil ich überzeugt bin, daß die Nachfeier nicht das geworden wäre, was sie man ist, wenn er mich nicht begeistert hätte! Ich dachte, wenn das ganze Gedicht durchaus so vollendet wäre, als anfänglich in einigen Stellen, so könnte es wohl für die Deutsche Vers- und Reimkunst, in Rücksicht auf eine, dem innern poetischen Geiste unabbrüchliche, strenge prosodische Richtigkeit, auf Euphonie und Harmonie, eben das seyn, was der berühmte Kanon des Polyllet für die Bildnerei gewesen seyn soll. Ich war fühn genug zu glauben, daß der unaufhörliche Wechsel einer lebendigen Sprache, wie die Deutsche ist, so wenig im Stande seyn würde, an dem Werthe dieses Gedichts in geraumer Zeit etwas zu vermindern, daß vielmehr dasselbe, so weit es nämlich in Deutsche Diction und Vers-Mechanik vermittelst ewig schöner Gedanken und Bilder hinein griffe, verhindgend seyn müßte, die Sprache auf diesem gegenwärtigen Punkte mehrere Jahrhunderte hindurch fest zu halten, und allem Wechsel derselben Schranken zu segen *).

Nicht etwa Aussicht auf eine hohe und
*) Da wegen dieses Wechsels die neuern Dichter ungleich schlimmer daran sind, als die alten Griechischen und Römischen Classiker, indem die Kränze jener noch von einer

Ehrenmusik mit Trompeten und Pauken und ein dreimaliges Gebühren der Recitenten, sondern der Wunsch, mir

Berwöhltheit bedrohet werden, welche diese dadurch glücklich überstanden haben, daß die Gestalt ihrer todten und gleichsam einbalsamirten Sprachen auf immer dauernd geworden ist, so sollten jene sich um so mehr bestreben zur Darstellung der vollkommensten ästhetischen Ideen das Richtige, Reinste, Edelste und Wohlklingendste, was zu ihrer Zeit nur immer in der ganzen Sprache sich findet, auszuwählen, damit durch die innigste Verbindung des Stoffes mit der Form Eins in dem Andern seine längere Erhaltung fönde. Der Wein mügte verderben, sobald er in ein anderes Gefäß gegossen, und, daß Gefäß mügte zerspringen, sobald es seines Inhalts beraubt würde. Wenn in diesem Stücke geleistet wird, was möglich ist, so können die Dichterwerke einer lebendigen Sprache auf sehr lange Zeiten hinaus das ihnen drohende Schicksal abwenden. — Das die Werke eines Dichters kraft und ehrlich erkennen, was wahr ist!) und anderer früheren Dichter genies nicht süßlich mehr genossen werden können, das röhrt weniger von dem Sprachwechsel her, als davon, daß sie sowohl in Ansehung des Stoffes, als der Form bei weitem nicht Alles thaten, was sie auch schon zu ihrer Zeit, und nach der damaligen Beschaffenheit der Sprache hätten leisten sollen und können. Dies mag denen, welche das Lob eines solchen alten Herren, ohne ihn näher zu kennen, wie die Wölde ihre Tabakspfeife, von Mund zu Mund umher gehen zu lassen

selbst und andern Freunden des Richtigen und Schönen einen reinern und ungestörtern Kunstgenuss zu verschaffen,

gewohnt sind, ein unverschämtes Paradoxon scheinen; allein ich getraue mir, es mit hundert Stellen aus Opiz' zu erweisen. Ich bin versichert, daß Troz allem künftigen Wechsel der Sprache die vor trefflichen und vollendeten Dichterwerke unserer Zeit nicht in einem so kurzen Zeitraume ungenießbar werden können, als es die Opizischen geworden sind. Vollkommene Gedanken und Bilder reissen auch den Sprachausdruck, ohne welchen sie nicht bestehen können, wenn nicht in die Ewigkeit, jedoch durch lange Jahrhunderte mit sich fort.

Noch Eins will ich den Auserwählten Apollon's wohl meinend ratzen: daß sie auch ihre schönsten, reichsten und erhabensten Ideen zwar in eine richtige, reine, edle und wohl klingende, aber doch dabei so viel als möglich allgemeine, gangbare, mehr lebendige Mund: als conventionelle Büchersprache kleiden; in eine Sprache, die am wenigsten rauscht, prunkt, schimmert und auffläut. Ich habe dies leider nicht immer gehan und auch nicht thun können, weil Vers und Reim bisweilen nicht zulassen, was man wohl hätte leisien mögen. Dafür haben mir aber auch die nachahmenden Lyrumtarumsternmähe von je her sehr üble Dienste erwiesen. Denn diese greifen nach nichts eher, als nach dem Auffallenden der äußern Schale, um den Kern ewig unbekümmert. — Wenn man das, was ich hier rathet, so viel als möglich leistet, so wird ein

besonders aber; inn jüngern Künstlern gleichsam eine Stimme, von nicht zu kleinem und auch nicht zu großem Umfang, in die Hände zu geben, wornach sie ihre oft so unreinen Instrumente stimmen könnten, reizten mich mit jedem Tage mehr, jene Gedanken, wenn irgend möglich, zu realisiren.

Ein solcher Kanon, wenn er überhaupt möglich ist, kann, wie man leicht sieht, nur die tabellose Richtigkeit und Schönheit der Form betreffen. Ein Kanon für den Stoff würde ein thörichter Einsfall seyn. Das Gebiet der ästhetischen Ideen ist unendlich und unüberschbar. Wenn der Dichter auch mit noch so herrlicher Weite aus demselben zurück kehrt, wer kann jemals sagen, daß er nicht eine noch herrlichere hätte mitbringen können? Das Gebiet der

solches Gedicht zwar nicht so hoch und laut bejubelt werden, weil es trotz seiner materiellen Vorreißlichkeit, ähnlich einer Iphigenia von Goethe, in seiner Form so schlicht und anspruchslos ist; allein es wird dem heimlich reichen Manne im einfachen Kleide gleichen, vor welchem zwar nicht so viele Hüte gezogen werden, als vor dem Prabtier, welcher aber auch eben daher weit minder der Gefahr ausgesetzt ist, so leicht bestohlen, so häufig beschmäht, und um Geldleihen von solchen angegangen zu werden, die dergleichen nicht anzulegen verstehen. Möchte dies doch der Gott mit meiner Nachfeier seyn!

Formen aber ist schon mehr begrenzt, - und kann, ungeachtet seiner Größe und Mannigfaltigkeit, doch eher durchwandert und übersehen werden. Es erstreckt sich nicht weiter, als der Umfang der Sprache, die Bildbarkeit des Verses, und die Möglichkeit des Meines, vermittelst welcher man poetisch darstellt. Das ist nun zwar immer noch bis zum Schwindeln groß und weitläufig; allein hier ist es doch, wenn es gleich nicht immer geschieht, dem rüstigen und unverdrossenen Meister der Kunst möglich, an ein Ziel der Vollkommenheit zu gelangen, wo endlich aller Zadel, der weise sowohl als der überweise, der ehrliche wie der chicanirende, vor Rechts wegen schweigen muß. Im Gebiete der ästhetischen Ideen aber lässt sich in keinem einzigen Falle behaupten, daßemand das Ziel der höchst möglichen Vollkommenheit erreicht habe; denn es liegt überall im Dunkeln. Mit andern und eigentlichen Worten: Man kann nie behaupten, daß anstatt einer irgend wo aufgestellten ästhetischen Idee, nicht eine noch schönere, reichhaltigere, vollkommene stehen könne, wohl aber in den meisten Fällen, daß diese Idee, die nun einmal dasteht, nicht grammatisch und prosodisch richtiger, nicht euphonischer und harmonischer, mit einem Worte, nicht vollkommener ausgedrückt werden könne.

Daß die Nachtfeier der Venus dieses durchgehends so weit leisse, als Deutsche Sprach-, Vers- und Reimkunst es nur irgend gestatten, das wage ich zwar nicht zu behaupten; denn wie oft ist man blind, wenn man noch so hell zu sehen glaubt? Allein so viel getraue ich mir zu sagen, daß die Nachtfeier in dieser Rücksicht vielleicht nur von wenigen Deutschen Gedichten dieses Umfanges erreicht, von keinem Einzigen aber übertroffen werde. Wem diese Behauptung unverschämt vorkommt, wer mich recht herzlich gern deswegen züchtigen und demütigen möchte, der trete auf, und nenne mir sein, oder eines andern Deutschen Dichters Gedicht, welches die Nachtfeier in den oben erwähnten Eigenschaften übertreffen soll! Vielleicht darf ich sogar noch dies hinzufügen, daß sie, so lange unsere Sprache dieselje bleibe, die sie jetzt ist, auch nicht übertragen werden könne, und daß damit der alle Ohren entzückenden Italienischen Sonorität vor der Hand nicht näher zu kommen sey. Ich hoffe, jeder Vers wird die strengste Prüfung der poetischen Grammatik aushalten, ohne gleichwohl in Ansehung des lebendigen poetischen Geistes, der den todtten Buchstaben beleben muß, gerechten Vorwürfen ausgesetzt zu seyn. Daß aber das Gute hier und da nicht noch besser seyn könne, wie dürfte ich das zu behaupten?

ten mit anmaßen? Denn absolut vollendete Werke irgend einer Art hervor zu bringen, ist einem endlichen Wesen irgend verliehen, und der, welcher sie verlanget, weiß, auf das gelindeste gesprochen, selbst nicht, was er will. Auch so, wie das Werk nunmehr beschaffen ist, darf ich es wohl in dem Tempel der Deutschen Musen aufstellen, ohne mich und das Vaterland zu entehren. Nun zur nahern Frechenschaft über die neuesten Veränderungen.

Der Kehreim *) hat mir, ohne die mindeste Ueberkreisung gesprochen, mehr Mühe, als das ganze Gedicht ge-

*) Refrain. Gefällt diese Verdeutschung nicht, so sind hier noch einige andere: Kehrsatz, Kehrum, Wiederzalm, Wiedersatz, Wendezalm, Wendesatz. Wenn leichte Verständlichkeit, auch ohne hinzugefügte Erklärung, ein Hauptverdienst eines neu geprägten Wortes ist, so würde das oben gewährte den Vorzug haben, wie wohl man einwenden kann, daß ein Refrain, wie hier, auch aus mehreren Versen und Reimen, daß er aus einem oder mehreren reimlosen Versen, ja sogar aus schlichter Prose bestehen könnte; ferner, daß der Kehreim so leicht an die gemeine Sprachart erinnere; welche ein ganz ges. Gedicht oft einen Rethim nennt. Sollten die letzten Gründe jenen ersten überwiegen, so können wohl die mit

kostet; und dennoch darf ich es nicht wagen, selbst vor eine gerechte und weise Kritik ohne Besorgniß damit zu treten. Von der Kritik kann gar die Rede nicht seyn; denn, vor dieser ist der göttlichste Gesang Apollon's selbst nicht sicher. Eins aber tröstet mich doch hierbei, nämlich dies, daß ich unverzagt alle Deutschen Dichter, Kunstrichter und Kritiker auffordern kann, mir mit Rücksicht auf das Lateinische Original einen Kehrreim zur Rechtfreier auszuführen, der über alle, auch gründliche Kritik erhaben wäre.

Damit sich Niemand bemühe, mir die Eigenschaften vorzudociren, die eine Deutsche Nachbildung der unnachahmlichen Lateinischen Verse:

Cras amet, qui nunquam amavit;

Quique amavit, cras amet;

besitzen müßte, wenn sie vollkommen seyn sollte;" so will ich sie selbst angeben. Es wird erforderlich:

1) die einfachste, schlichteste, nachteste Darstellung dieser vier, oder nur drei Hauptscheine. Denn die vierte ist nur

Gas zusammen gesetzten Wörter, z. B. Leb' los, ja weg weiß, ob nicht gar der Kehrum, nach Analogie von Kehraus, den Wörter haben. Die Würdigen mögen nun wählen,

eine Wiederholung der ersten;) in den eigentlichsten Ausdrücken, ohne allen poetischen Blumen- und Farbenschmuck;

2) das ungezwungene, leichte, und daher so äußerst gefällige Spiel der wechselnden Gedanken- und Wortstellung in Satz und Gegensatz des Originals. Der Anfang des ersten Verses ist Beschluß des zweiten, und der Beschluß des ersten ist Anfang des zweiten mit einerlei Gedanken und Wörtern. Diese Stellung ist höchst charakteristisch, und daher eine Eigenschaft, die, wenn mich mein ästhetisches Urtheil nicht gänzlich triegt, fast noch wichtiger ist, als die erste. Eine Verdeutschung, die von diesem antithetischen Wechselspiele gar nichts ausdrückt, mag zwar andere Verdienste haben, aber ein Surrogat im Haupt-Charakter des Originals kann sie nimmermehr seyn. Das Daseyn dieser beiden Eigenschaften darf gleichwohl

3) weder an der grammatischen Richtigkeit und logischen Klarheit, noch an der poetischen Würde, Eleganz und Kraft des Ausdrucks, etwas vermissen lassen.

4) Die Wortstellung muß natürlich, zwangfrei, und wenigstens nach poetischem Sprachgebrauche längst hergehbracht;

5) die Verse müssen vollkommen prosodisch richtig und fließend, die Reime rein, ungesucht und tonwechselnd, beide aber möglichst wohl klingend seyn.

Dieser Maßstab ist, wie ich mir schmeichle, richtig und vollständig; gleichwohl hat mir seine Verfertigung nicht zwei Minuten Zeit und Kopfsbrechen gekostet. Seht, wohlweise Herren, so unaussprechlich leicht ist es, ideale Maßstäbe zu schwingen, mit diesen die Menschenberge zu durchwandern, und doct Alles — aber nur leider auch sich selbst — tief unter den Ansprüchen seiner vermeinten Höhe zu finden. Versucht es nun, wohlweise Herren, zwei Jahre lang, nur vier kurze Zeilen vollkommen nach diesem Maßstabe zu versetzen.

Man wird bald finden, daß von diesen Forderungen in der Ausführung Theils schlechterdinge, Theils bedingungsweise etwas nachgelassen werden müsse. So mischen sich in Ansehung der ersten Eigenschaft bei der Deutschen Nachbildung unumgänglich nothwendige Umstände mit in's Spiel, die schlechterdings einen Nachlaß erfordern. Diese Umstände sind, daß im Deutschen gerade noch ein Mal so viele Verse und Versflüsse, als im Lateinischen, und was das Xergste ist, Verse mit Reimen ausgefüllt werden müssen. Den Beweis dieser Unumgänglichkeit wird mir ein für die Schönheiten des Rhythmus und der Harmonie gebildetes, oder auch nur empfängliches Ohr unbeten erlassen.

Eine gedoppelte Anzahl von Versen und Versfüßen gehört auszufüllen, sind die ganz nackten Hauptvorstellungen des Originals auf keine Weise hinreichend; und in gereimte Verse fügt sich ihre Nacktheit noch weniger. Es bleibt also dem Verdeutschter nichts übrig, als ihnen durch irgend eine Art von Einkleidung sowohl die erforderliche Fülle, als Geschmeidigkeit zu geben: und es wird nur darauf noch ankommen, daß diese Einkleidung so wenig gesucht, so wenig rauschend und schimmernd, kurz so prunk- und anspruchlos, als der Körper selbst sey. Mit andern und eigentlichen Worten: das herbei zu holende Zufällige muß dem Wesentlichen so nahe verwandt seyn, als möglich; so daß Einem gar die Frage nicht einfällt: Was willst denn du hier?

Von den übrigen Forderungen wird wenigstens bedingungsweise etwas nachgelassen werden müssen. Die Hauptbedingung ist hier: Wenn man das Eine will, so muß man von dem Anderu etwas fahren lassen. Will man also das antithetische Wechselspiel in Gedanken- und Wortstellung dem Originale so nahe gebracht sehen, daß in dieser Rücksicht fast nichts zu wünschen übrig bleibt, so wird man auf Eins und das Andere von den übrigen Forderungen, z. B. auf Tonwechsel, auf höhere Sonorität der Reime, u. w. Bericht thun, will man aber von den obigen drei leg-

ten Nummern durchaus nichts aufgebettet, so wird man von der Eigenschaft unter Nummer zwei wenigstens die Hälfte, ja vielleicht noch mehr schwinden lassen müssen. Denn so wenig die Sprache mit ihren Wörtern und Wortformen, als der Eigenston des Verses und besonders des Reimes werden Alles in höchster Vollkommenheit mit einander vereinigen lassen. Da indessen die zweite Forderung hauptsächlich den Geist, die drei übrigen aber mehr den Buchstaben betreffen, so würde ich könnte es nicht zweifelhaft seyn, was man lieber wollen sollte. Nun zur Prüfung der Lesearten nach den obigen Gesetzen.

Die Leseart der ersten Ausgabe meiner Gedichte lautete also:

Morgen liebe, wer die Liebe

Schon gekannt!

Morgen liebe, wer die Liebe

Nie empfand!

Die originelle Macktheit der Ideen war hierin ziemlich erreicht. Denn das Wisschen Einkleidung in Liebe, schon gekannt, und Liebe nie empfand, anstatt schon liebte, und nie liebte, will in der That wenig sagen. Nur wäre zu wünschen gewesen, daß, da es doch nun einmal schon Einkleidung war, und seyn mußte, der Stoff dazu, seiner Simplicität unbeschadet, etwas ausgesuchter ge-

wesen wäre. Denn Sie habe schon kennen, und Sie haben sie empfunden haben, sind doch gar zu gemeine, in allen Romanen und Liebesbriefen zu oft vorkommende Redensarten, deren matte Armutlichkeit um so mehr auffällt, daß sie hier etwas vorstellen zu wollen scheinen. Ich mag indessen bei dieser Bemerkung Recht oder Unrecht haben, welches ich gern dahin gestellt hätte lasse, so ist und bleibt doch so viel gewiß, daß in dieser Nachbildung auch nicht ein Schatten von jenem antithetischen Wort- und Gedankenwechsel des Originals vorkommt. Das Ohr, welches einen ungezogenen und gefälligen Tonwechsel verlangt, wird durch den Gleichklang der beiden Hälften des ersten und dritten Verses, die sich mit Liebe endigen, durch den sogenannten reichen (eigentlich armeligen) Reim in Liebe auf Liebe, und endlich durch den verkürzten Rhythmus in der zweiten und vierten Zeile, der gegen das Ganze sehr scharf absticht, merklich belädtigt.

Das rhythmisiche Ohr des Geigen-Malers fühlte den letzten Nebelstand, so wie auch ich ihn längst gefühlt, und nur wegen mangelnder Gedankenfülle des Originals, von ich möglichst genau seyn wollte, für unvermeidlich gehalten hatte. Er stellte daher in der zweiten und vierten Zeile den gehörigen Rhythmus wieder her, und las nun folgender Weise:

Morgen liebe, - morgen liebe,
 Wer die Liebe nie gekannt!
 Morgen liebe, morgen liebe,
 Wer die Liebe schon empfand!

Durch die Herstellung des vollen, vorher zu kurz abgebrochenen Rhythmus schien zwar das eben hierdurch noch matter gewordene schon gekannt und nie empfand welches der im vorhergehenden Verse schon angefangene Satz, wie die Schlange den halb abgeschlagenen Schwanz, nachschleppte; etwas gehoben zu werden; allein alle übrigen, meines ersten Leseart zur Last fallenden Mängel blieben nicht nur, sondern wurden sogar noch durch das nunmehr in vier kurzen Versen sechs Mal tönende Liebe und durch das viermalige Morgen vermehrt. Auch geht durch die Wiederholung des Rufes: Morgen liebe, morgen liebe, die Ruhe, oder doch gemäßigte Lebhaftigkeit, die den Rebs reim billig charakterisiren sollte, in eine ungehörige Unruhe, ja in eine fast ungesehne Geselligkeit über.

Da mir die nackte Einfalt des Originals und sein ansthetisches Spiel gar sehr, und vielleicht zu sehr auf Kosten der übrigen Eigenschaften, am Herzen lagen, so glaubte ich in der zweiten Auflage meiner Gedichte die vorigen Lesarten folgender Gestalt verbessert zu haben:

Morgen liebe; was auch immer
Noch geliebet hat zuvor!
Was geliebt hat längst und immer,
Lieb' auch morgen nach wie vor!

Diese Umbildung hatte zwar das Verdienst, daß die Hauptgedanken des Originale ganz einfach mit ihren eigentlichsten Worten ausgedrückt, und mit der gesuchten Wechselstellung in einen Gegensatz gebracht waren. Morgen liebe, was nimmer geliebt hat! Was immer geliebt hat, liebe morgen! Das Vergnügen über die so nahe Erreichung dieser beiden ersten Haupteigenschaften verblendete mich eine Zeit lang gegen die sehr grobe Ver nachlässigung fast aller übrigen. Welche abschrecklichen Misskänge in dem pleonastischen und tautologischen Flickwörtern auch, noch, längst und immer, in der so nahe auf einander folgenden Ausdehnung und Zusammenziehung der Formen geliebet und geliebt, deren erste den Ausdruck in den meisten Fällen schlaff macht, ferner in der unnatürlichen Wortfolge des zweiten und dritten Verses, und endlich in dem reichen Reime vor auf vor!

Diese jedem auch nur wenig geübten Ohre so sehr auffallenden Gebrechen verursachten denn nun auch, daß diese Umänderung fast nirgends Weifall fand. Die Meisten zogen

dagegen die Namenssche; obgleich leidet sie dies über ihrem gegründeten Tadel erhabene Besetzung vor. Ein Beurtheiler wünschte sogar meine erste Besetzung zurück! Diesem schien es aber ganz an einem rhythmischen Ohre zu mangeln.

Nach mehrern Versuchen der Umschmelzung, deren keiner mich auch nur einiger Maßen befriedigen wollte, kam endlich die wirklich erwählte Gestalt zu Stande, und ich hielt sie sogleich, vermittelst des ersten schnell vorahndenden Kunstgefühls, nicht nur für die beste von allen, welche das Reich der Möglichkeit darbieten möchte; sondern auch für diejenige, gegen welche niemand noch etwas einwenden würde. Das Erste hat nachher auch, wie ich glaube, bei jedem neuen Versuche die Erfahrung bestätigt; allein in Ansehung des Letzten sah ich mich bald gar schmähtlich betrogen. So schwer hält es oft, den Menschen auch nur eine Kleinigkeit recht zu machen; besonders wenn man sie selbst auf den kritischen Stuhl hinnöthiget; von welchem sie gemeiniglich mit Tadel herab sprechen zu müssen glauben:

Mit unbefangener Freude über meinen glücklichen Fund, nichts weniger ahndend, als bedenkliche Gesichter, sondern vielmehr ein herzliches Bravo erwartend, sagte ich diesen neuen Kehrrücken einigen meiner Freunde und Bekannten vor. Gemeiniglich aber war kaum der letzte Ton von mir-

und Lippen verlangen, so ründeten sich die übrigen, daß das letzte heut zu wiederholten Malen auf die bedenklichste Weise nachzulallen. — ‘Nun was ist denn da,’ sprach ich dann wohl verdrießlich, ‘zu heut, heut, heuten? Beiderlei Hörnen, sowohl heut als heute, sind im Hochdeutschen gleich richtig und gleich gebräuchlich.’ — ‘Ja, — ja, — hieß es dann, das mag wohl wahr seyn; aber es klinget doch etwas hart.’ — ‘Und was nennt ihr denn hart, Ihr Herren? Härte, wie man den Begriff meines Wissens bisher genommen hat, und nehmen muß; Härte entsteht entweder nach einem Urtheile des Verstandes, oder des Ohres. Des Verstandes: Wenn ihr einem Gedächtnis, oder ein Wort um modifizierende und bestimmende Wörter, Silben und Töne betrieget, welche die Logik und um ihretwillen die Grammatik erfordert, wodurch denn ein unangenehmer Mangel entsteht, der mehr oder weniger Dunkelheit verursacht. Nach dem Urtheile des Ohres entsteht Härte, wenn ihr den Wörtern ihre wahre und eigenthümliche Quantität raubt, wenn ihre Wörter und Töne so wählt und zusammen stellt, daß sie schwer und unangenehm auszusprechen, schwer und unangenehm anzuhören sind. Welche von beiderlei Härten soll nun das Heut an sich tragen? Nicht die Härte des Verstandes; denn der Begriff

bleibt in beiderlei Formen, heut und hent, unverkennbar eben derselbe; beiderlei Formen sind gleich verständlich; beiderlei Formen sind gleich gewöhnlich; weder Logik noch Grammatik finden auch nur das mindeste zu erinnern. Hart für den Mund und für das Ohr kound ihr die Töne, aus welchen das heut besteht; eben so wenig nennen. Denn es fällt euch nicht ein, die Wörter freut, streut, scheut, erneut, bent und viele andere, die sich auf eben diese oder ähnliche Töne endigen; für hart zu halten?

Wann die Hyperkritik sich durch Gründe in die Enge getrieben sieht, so pflegt sie dennoch lieber auch nach den schwächsten Vertheidigungswaffen noch zu greifen; als ihre Sache aufzugeben. So auch hier. Man berief sich am Ende auf sein widerstrebdendes Gefühl, und suchte dies aus der so nahen Zusammenstellung beider Formen zu erklären und zu rechtferigen. Im Grunde aber entsprang dies Gefühl, wenn es anders wirklich vorhanden und nicht bloß aus Haberechtern vorgegeben war, im Grunde entsprang es wohl daher; daß die Herren sich nun einmal an heute gewöhnt hatten; und nicht bedachten, daß wohl eben so viele, ja noch mehrere Hochdeutsche sich dagegen an heut, oder selbst, wie es bei mir der Fall ist, an beiderlei

Formen gleich stark gewöhnt haben, und sich selbiger, so wie sich's in einzelnen Fällen am besten fügt, bedienen.

Zenem angeblichen Gefühl glaubte ich anfänglich nichts weiter entgegen sehen zu können, als mein Gegengefühl, welches die Leseart gut hieß; und so blieb die Sache vor der Hand wenigstens unentschieden, da mein Gefühl sich ohne Grund nicht einer höhern Autorität anniessen wollte. Denn ein Grund, aus dem mein Gefühl hauptsächlich entsprang, ein Grund, der mir das heut vorzüglich gefällig machte, und den ich unten anführen will, hatte sich noch nicht logisch bei mir entwickelt.

Man fand noch andere Gebrechen an meiner neuen Leseart. Man fand, gegen meine eigene Theorie des Wohlklanges, einen fehlerhaften Gleichklang der hervortönenden Sylben in allen vier sowohl weiblichen als männlichen Reimwörtern. Man fand Bedenklichkeiten gegen den plötzlichen Wechsel der Zeitformen des Verbi freueu,— ge freut, das Präteritum, und freute, das Imperfect; und nannte diesen Wechsel, wenn nicht ungramatisch, doch unstylistisch. Auch die Auslassung des Hülfsverbi hat, nach ge freut, glaubte man in der Fehlerrechnung nicht ganz übergehen zu dürfen.

Dennoch, und dieser Vorwürfe ungeachtet, hält mein

Gefühl noch immer an dieser Beschrift, ob ich es schon nicht sogleich aus klaren Gründen rechtfertigen könnte. Allein der Verdruss, daß ich mit vieler Mühe nicht einmal vier kurze Zeilen sollte zu Stande gebracht haben, an welchen nicht noch so viel und mancherlei zu benagen wäre, als man mich hier überreden wollte, verstimmte mich so sehr, daß ich die Beschrift verwarf, und sogar den Gedanken aufgab, sie noch je einmal wieder zur Wahl mit aufzustellen. Das Gebiet der Sprache ist groß, dachte ich, und du bist seiner nicht ganz unkundig. An Gewandtheit fehlt es dir auch nicht, doch oft durch Schwierigkeiten und Reizungen durchzutwinden, was hindurch zu gelangen dir Anfangs unmöglich schien. Lassen sich doch oft drei bis vier der unbedingsten Reime, die alle nach dem entgegen gesetzten Sinnmehrgegenden hinstreben, so bezähmen und zusammen koppeln, daß sie den Gedanken so zwanglos nach einer einzigen Gegend hintragen, als wären sie gar keines andern Weges kundig. Es muß, es muß sich noch eine andere Beschrift finden lassen, die nicht so sehr zum Beunruhigen einlädet. So ging ich von neuem auf die Jagd aus, und brachte Dringende von Schörreimern zurück.

Unter diesen zeichnete sich Einer aus, der, den gewählten abgerechnet, sowohl wie, als denen, die den gewählten zum

Wohlreiche hinaus gezogen hatten; vor allen übrigen die meisten Vorteile, die wenigsten wirklichen, oder vermeintlichen Mängel zu haben schien. Er lautet folgender Maßen:

Morgen liebe, was bis heute
 Wie der Liebe Lust erfor!
 Was der Liebe je sich freute,
 Liebe morgen, wie zwott!

Ich war entschlossen, diesen zu wählen, und nun nicht weiter so vergeblich auf neue und bessere Lesearten zu sinnen. Damit mir aber, wenn er gedruckt erschiene, die Freude nicht wieder, wie an dem vorigen, verhebt würde, so schrieb ich sogleich auf ein Blatt eine Nachfertigung nieder, womit ich ihn vor das Publicum hinaus begleiten wollte. Es sei mit erlaubt, diese wörtlich hier einzurüden.

Zusörderst aber fühle ich mich gedrungen, an dieser Stelle ein Wort zu Gunsten meiner Mikrologie zu sagen. Obgleich diese Blätter nur zum Unterricht und zur Unterhaltung wärmerer Freunde der poetischen Kunst, besonders jünger Künstler bestimmt sind, so könnte es doch wohl seyn, daß sie hier und da auch andern Gelehrten in die Hände fallen. Nun bescheide ich mich sehr gern von selbst, daß für Manchen von diesen ihr Inhalt sehr unerheblich und langweilig seyn müsse. Dagegen kann mir Einer selbst in's

Angesicht sagen, ohne daß ich deswegen nur im mindesten über ihn zürne, wenn er nur billig und bescheiden genug ist, sein Urtheil, das für ihn und Seinesgleichen allerdings gilt, nicht zur absoluten Allgemeinheit ausdehnen zu wollen. Eine Unmaßung, die gleichwohl vielen sonst achtungswertem Gelehrten zum gerechten Vorwurfe gereichert. Ich darf mir schmeicheln, daß es außer ihnen noch sehr viele Leser geben werde, denen es überaus interessant seyn muß, hier gleichsam in das Innern der Werkstatt eines alten Künstlers geführt zu werden, ihn arbeiten zu sehen, und ihn, wenn auch hier und da ein wenig redselig, vermoht-trüchtig, offenerherzig und bei guter Lanne über sein Kunstverfahren sprechen zu hören. Ob aber Bergleichen Gelehrten interessiren dürfe, ob es ihn mehr interessiren müsse, der Bergliederung eines Goldkläfers, als der eines Lehrreimes heizumshnen, darüber ließe sich wieder viel Interessantes sagen, wenn es nicht gar zu weit von der Bahn führete. Nur eine einzige Bemerkung sey mir, weil wir doch man einmal jetzt nichts Wichtigeres treiben, im Vorbeigehen erlaubt. Man ruft aus den wissenschaftlichen gelehrt Feldern sehr häufig und, wie mir däucht, nicht ganz artig und bescheiden, die verachtenden Vorwürfe der Nutzlosigkeit, der bloßen Belustigung, u. w. in das Gebiet der ästhetischen Künste; und was

ihm angehörig ist, herüber. Unter dem Rügen, worauf man den höheru Werth der so genannten erussen und nüßlichen Wissenschaften gründet, kann wohl nicht bloß der Umstand gemeinet seyn, daß durch sie gemeinlich mehr, als durch manche schönen Künste, z. B. die Dichtkunst, zur Lebensnahrung und Rothdurft erworben werden könne. Denn sonst müßten die Künste der Sänger und Tänzer, die ihren Besitzern und Besitzerinnen oft fürstliche Reichthümer erwartet haben, im Werthe allen Wissenschaften und Künsten vorangehen. Versteht man aber unter dem Rügen etwas, was auf Wohlseyn der Menschen Bezug hat, so sehe ich nicht ein, wie man dieses Etwaß den schönen Künsten absprechen, viel weniger, wie man ihr Geschäft bloß um deswillen so tief unter das Geschäft der ernsten Wissenschaften herabwürdigen könne; weil sie unmittelbar nach einem Ziele hinstreben, welches die Wissenschaften ebenfalls, allein mit teilbar, und erst durch Umschweife zu erreichen suchen. Wollte man sich anmaßen zu behaupten, daß die Art des Wohlseyns, welches die schönen Künste befördern, unerheblich und entbehrlich sey, o wie leicht ließe sich dieser Vorwurf gegen die stattlichsten Wissenschaften erwiedern! Wie Vieles von dem, was im Felde der Wissenschaften, von den Entdeckungen am Hingeredes Saturnus an bis zu den Ent-

deckungen an einem Milbenfuß herab, gerade am lautesten betrompetet wird, wie Sieles wirkt doch in der That kein anderes Wohlseyn, als die Befriedigung der Reueferde! Man kann sagen, ein neues schönes Gedicht, ob es gleich nachdem es nun einmal vorhanden ist, viele Menschen erfreut, ja vielleicht an Geist und Herzen veredelt, könnte entbehrbar werden, ohne daß sich die Menschen deswegen schlimmer befänden. Wie? Nicht auch die Entdeckung eines neuen Nebelsternes? Eines neuen Polypen? Eines bisher unbekannten Umstandes in der Republik Karthago? Einer bessern Art, Kohl' und Rüben zu ziehen? — Doch, es soll hier nicht von Seiten der schönen Künste und Wissenschaften entgegen gehabert werden; ich wollte nur ahnen lassen, daß Stoff zum Gegenhader vorhanden wäre, wenn dieser Hader überhaupt sich gezierte. Eben derselbe Schöpfer, welcher die Gans erschaffen hat, die gute und dankenswerthe Gans, die so wohl schmeckende Braten, so große und inhaltsvolle Eier, so weiche und warme Federn zu Ruhebetten, so vielvermögende Schreibkleie liefert, eben derselbe Schöpfer hat auch die Nachtigall erschaffen, die von dem Allen nichts darbietet, gleichwohl aber auf ihre Weise zum Wohlseyn vieler Menschen das Ihrige beiträgt. Wahrlich, es ziernet sich eben so wenig, daß die Gans der Nachtigall

ein Verachtungselich nachgäte, also dieser, daß sie jenes Kind nachstinge. Ein Deder suchte sich in seiner Sphäre so viel Verdienst zu erwerben, als möglich, ohne das Verdienst des Nachbars neben sich niedergzudrücken, oder zu erhöhen. Wenn die schönen Künste auch sonst nichts adelte, so adelt sie doch die Humanität und Liberalität, womit sie so gern jedem Verdienst auch außer ihrer Sphäre begegnen. Die edle Königin iderselben, die Dichtkunst, wenn sie nicht wie in der Fabel, die honigsammelnde Biene durch den Unbermuth eines Harnie aus ihrem Charakter heraus gereizt wird, mit dem Stachel zu drohen, verheirlich, willig und unaufgefordert die Verdienste des Helden, des Staatsmannes, des Gelehrten; wenn gleich alle drei ihrer gar wenig achten. Schon hat die Dichtkunst einen Herrschel und seine Entdeckungen gespiert, und wird sie noch feiern; ob es gleich Herrschel's noch nicht eingefallen ist, und auch nie einfallen wird, einen seiner neu entdeckten Sterne nach einem großen Dichter zu benennen. —

Wir sind gerecht; das seyd ihr nicht!

Hoch steht ihr; träumt es höher noch?

Wir ehren fremd Verdienst!

Klopstock.

Die Rechtfertigung meines neuen Rehreimes, die ich auf die oben bemerkten fünf Grundlagen baute, lautet folgender Maßen.

Der Anfang: Motgen liebe, u. cras amet, — fällt von selbst in die Hände, und schließt jede Aenderung oder Verbesserung gänzlich aus. Über der zweiten Satz, — qui nonquam amavit, — kann mit Bestand der Regeln unter Nummer 3, 4, und 5 durchaus nicht eben so nach und einfach im Deutschen dargestellt werden. Er erfordert also eine zweckmäßige Einleibung und Erweiterung, wodurch ihm gleichwohl von seiner Allgemeinheit so wenig, als möglich, benommen wird. Der Satz: Wer nie geliebt hat, begreift alle möglichen Fälle unter sich, wie und warum er wirklich geliebt hat? Vielleicht war er nur unbekümmert um die Liebe, nur gleichgültig gegen sie; vielleicht aber floh, verschwörte, verabscheute er sie, u. w. Vielleicht liebte er nicht, weil er keine Gelegenheit hatte zu lieben, weil sich ihm kein Gegenstand darbot, vielleicht weil er ein Vorurtheil gegen die Liebe hegte, vielleicht weil sein Herz gar nicht für die Liebe organisiert und gesinnirt war, u. w.

Es kommt nunmehr darauf an, eine solche Modification und Erweiterung des Hauptgedanken und seines Ausdrucks zu finden, die keinen der vorhin bemerkten und unbemerkt

Fälle des Wie und Warum ausschließt. Gedanke und Ausdruck; Wer, (oder vielmehr Was, um das weibliche Geschlecht nicht auszuschließen,) Was die Liebe nötig erfor, scheint dies unter allen, der übrigen Umständen wegen nur möglichen Modificationen, am besten zu leisten. Es erfor die Liebe nicht, entweder weil sich keine Gelegenheit zur Auswahl der Liebe aus andern Gegenständen darbot, oder weil es ein Vorurtheil gegen die Liebe hegte, weil es nicht für die Liebe organisiert war, u. w. Allein zu dieser ganz einfachen Deutschen Modification müssen nun auch noch verwandte, einpassende Erweiterungs-Ideen herbei gezogen werden, wenn den übrigen Bedürfnissen, sonderlich des Verses, des Reimes, und des antithetischen Spiels Genüge geschehen soll. Nichts aber kann sich wohl nach meinem Gefühle natürlicher, ungezwungen, und in das Ganze einpassender darbieten, als das: Was bis heute. Morgen soll etwas geschehen, was bisher, also bis heute nie geschehen ist. Also der erste Vers: Morgen Liebe, was bis heute, scheinet in jeder Rücksicht unverbesserlich zu seyn, besonders da das bis heute wegen seiner so genauen und innigen Anschmiegung an den Hauptgedanken ein Ansehen unentbehrlicher Nothwendigkeit gewinnet, welches durch den wichtigen Dienst,

den es dem Bedürfnisse des Meines leistet, noch mehr erhöht wird.

Was für den zweiten Vers an Wort- und Gedankenstoff übrig bleibt, bedarf nun wieder einer neuen Modification und Erweiterung, und zwar aus dreierlei Ursächen. Einmal ist noch ein Versfuß auszufüllen. Zu den Wörtern: Wie die Liebe erkor, fehlt zwischen Liebe und erkor noch eine lange Silbe, um den trochaischen Vers voll und richtig zu machen. Gesetzt, man könnte dieses mit dem geringsten Aufwande durch das Wörtchen noch bewerkstelligen, ohne daß es das Ansehen eines pleonastischen Füllsteines gewinne, und so lesen:

Morgen liebe, was bis heute
Wie die Liebe noch erkor!

Oder: Noch die Liebe nie erkor!

so sind doch noch zwei trüftige Ursachen übrig, - die von dieser Simplicität des Gedanken und des Ausdrucks abzuweichen, und ihm eine andere Modification zu geben gebieten, wenn er auch gleich dadurch etwas mehr Fülle und Schimmer erhalten sollte, als man ihm wohl wünschen möchte. Ein Mal, kann ich denn wohl, ohne der Logik einen, obwohl kleinen, dennoch aber merklichen Zwang anzutun, sagen: Was die Liebe nie erkor, oder er-

wählte? — Der Begriff des Wählens paßt sich nur zu mehreren Dingen einer Art. Z. B. ohne logischen Zwang sage ich, sich ein Mädchen, sich eine Frau erwählen, weil Hevermann weiß, daß es mehrere ihrer Art gibt. Allein die Liebe, von welcher hier die Rede ist, bin ich geneigt, mir als etwas Einziges zu denken, das seines Gleichen nicht außer sich hat. Wie kann also da ein Wählen statt finden? Über was für andere Gegenstände soll ich mir neben der Liebe denken, aus denen ich sie heraus wähle, da die Phantasie schlechterdings nicht angeregt und auf etwas hingewiesen wird? — Hiernächst, wenn ich auch nur flüchtig an die folgenden Zeilen und Reime der Strophe zum voraus denke, so fällt mir das Wort freute ein, welches in der Nebensart, sich der Liebe freuen, sehr schädlich und ungezwungen sich wird brauchen lassen können. Bei fortgesetztem und genauerem Nachdenken finde ich gar, daß die ganze Sprache kein einziges so richtiges und einpassendes Reimwort darbietet, als nur dieses. Mit welchen andern sollte ich den Hauptgedanken, der an dieser Stelle stehen muß, so leicht und ungezwungen darstellen, als durch freute in dem Verse: Was der Liebe je sich freute? — Wenn nun aber ferner der antithetische Wort- und Gedankenwechsel des Originals in einer Deutschen

vierzeiligen Stanze bewerkstelliget werden soll, so müßten die erste und die vierte, so wie die zweite und dritte Zeile einander, sowohl der Materie, als der Form nach, genau correspondiren. Diese Correspondenz aber findet sich weder den Worten, noch den Gedanken nach zwischen den beiden Modificationen, Liebe erfor, und der Liebe sich freute. — Die gedoppelte Correspondenz, sowohl des Inhalts, als des Ausdrucks, auf dem betretenen Wege zu Stande zu bringen, möchte wohl nicht nur äußerst schwer, sondern selbst unmöglich seyn. Aber der Gedanke der zweiten Zeile läßt sich allenfalls noch so modifizieren, daß er dem in der dritten ziemlich ähnlich wird, und hiermit wird man wegen der unübersteiglichen Hindernisse, die der Kunst in den Weg gewälzt werden, zufrieden seyn müssen. Sage ich also:

Morgen liebe, was bis heute
Wie der Liebe Lust erfor!

so erhalte ich in der zweiten und dritten Zeile der Stanze, wenn gleich eben keine Correspondenz des Ausdrucks, dennoch eine ganz gute Correspondenz des Gedanken, worüber man allenfalls die mangelnde Wort-Correspondenz vergißt. Hiernächst bekomme ich in dem Begriffe Lust, der sich bei Erwähnung der Liebe, und vollends unter den Um-

ständen, unter welchen dieser Rehrreim gesungen wird, gewiß sehr natürlich und ungezwungen darbietet, ein Etwa, in welches der Begriff erlor sehr gut eingreifen kann. Denn der Lust gibt es, wie Federmann bald einfällt, mehrere Arten, unter welchen eine Auswahl statt findet; und der ehemalige logische Gedankenrang ist, wie mir däucht, durch die Lust hinlänglich gehoben.

Nachdem wir nun auf diese Weise, mit ziemlichem Glücke für die Schwierigkeiten der Sache, bis zur dritten Zeile gekommen sind, so fällt noch glücklicher die vierte wieder von selbst in die Hände. Die bei der zweiten und dritten Zeile so mühselig gesuchte, und doch kaum halb erreichte Correspondenz bietet sich hier in der größten Vollkommenheit ihres Wechselspiels in m o r g e n l i e b e und l i e b e m o r g e n von selbst dar; und da selbst das Orginal dieselbe Wechselspiel nicht zu bewerkstelligen vermochte, so muß es der Uebersetzung, zu einer nicht unbeträchtlichen Entschädigung für dasjenige dienen, was sie zurück lassen mußte. Die des Verses und des Reimes wegen nöthige Erweiterung durch das wie zuvor schmiegt sich unstreitig dem Hauptgedanken eben so genau, so innig, so nothwendig scheinend an, als das bis heute der ersten Zeile.

Wenn ich nun noch einmal die ganze Strophe:

Morgen Liebe, was bis heute zu schreien ist,
Wie der Liebe Lust erfor! (in der 3. Strophe, 2. Zeile)
Was der Liebe je sich freute, (in der 3. Strophe, 3. Zeile)
Liebe morgen, wie zuvor! (in der 3. Strophe, 4. Zeile)

zoo Geist und Seele vorüber wandeln lasse, und ihre Unvollkommenheiten und Vollkommenheiten, zu Rückicht auf das Original, im Ganzen gegen einander abrude, so finde Ich zwar

- 1) in den Neben-Ideen bis heute und wie zuvor Erweiterungen der beiden Hauptfälle des Originals,

Cras amet, qui nunquam amavit,

Quique amavit, cras amet!

Allein, ohne der Simplicität etwas zu benehmen, folgen sie sich so innig an den Hauptgedanken, daß sie mit ihm gleichsam von Natur zusammen gewachsen, und also nothwendig scheinen. Zu diesen Erweiterungen kann auch das je in der dritten Stelle mit gerechnet werden. Allein dies ist die nothwendige Ergänzung einer Vorstellung, die das Original des Retrums wegen in dem Worte unquam hatte zurück lassen müssen. Ich finde

- 2) in den Deutschen Modificationen, der Liebe Lust erfor, und der Liebe sich freute, zwar eine gewisse Fülle und einen Schimmer, manet das Original nichts

weist. Klein jense Stelle antet doch gewiß ebenfalls wenig in eine überläßige Coepulen; als aber Schützen für etlichen zu gelten, unerreichbarer Glanz ist. Heilegens wird durch dieß Wischen Fülle und Schützen; so wie durch die obigen Erweiterungen, für Mythimus, Euphonie und Harmonie, nicht minder auch für das antithetische Spiel sehr vielseitig vordringen. (3). Die antithetische Wechselstellung ist zwar nicht in der gewünschten Vollkommenheit gelungen, so daß die logische Urtheilstkraft völlig damit zufrieden seyn könnte; allein sie ist doch so weit gelungen, daß sich der ästhetische daran begnügen kann. Dagegen aber sind

4) alle übrigen Forderungen so weit erfüllt, daß die echte Kritik hoffentlich nichts mehr zu tadeln finden wird. (Iwar möchte es noch scheinen, als ob die Wortstellung, der Reim gesetzt, anstatt die Kunst der Liebe, nicht natürlich genug wäre; allein wenn diese Stellung gleich der prosaischen Sprache eben nicht eigenthümlich seyn sollte; so ist sie doch in der poetischen nicht nur sehr gebräuchlich, sondern auch unentbehrlich.)

So glaubte ich nun zweiten neuen Lehrseiten auf eine Weise vorbereitet zu haben, die ihm gegen jeden Angriff sicher stellen müßte; oder hätte denken sollen, ihn könnte

noch ein ehriges Reich so zu rütteln freuden, daß mit selbst sogar alle Lust vergehen würde, ihm noch weiter bei zu springen! Dennoch geschah dieses. Die Leute des vorigen waren zwar mit diesem, so wie auch mit seiner Rechtfertigung ziemlich zufrieden; allein ein neuer schaffensreicher und geschmackvoller Menschenleiter bemerkte Folgendes. Die Liebe, so wie auch die Lust der Liebe sind heidenschaftlich oder Wüstesten; wühln etwas Unwillkürlicheß, zu welchen sich Trost der Rechtfertigung, der Begriff des Wahrlens in er kee nicht paßt. Ich kann freilich Eine Art der Lust der andern bisweilen wohl vorziehen, und in so fern wohl sagen, daß eine Wahl Statt finde; allein wenn ich den Begriff einer wählbaren Lust hier unterlegen soll, so geht die ganze Delicateße der Vorstellung, die hier herrschen soll, verloren. — Wahrlich, man kann kaum nahe Recht haben, als im diesem Gläde mein kritischer Freund. War d i e Lust der Liebe soll man hier nicht denken, deren Genus ich auf einen gewissen bestimmten Tag aus andern Ufern der Lust, z.B. herv auszureiten, zu tanzen, Wunsch zu trinken, u. w. ausmählen kann. Man sieht, daß ich den reisfsten und ebelsten meiner Liebesgefangen in keinem seiner Thalle einer solchen, und so nahe liegenden Auslegung aussagen könnte. Der neue Lehrreim wurde also unwiedertulich verworfen. Allein woher

man einen anderen nehmen? Unglücklicher Weise war der neue Weitetheller auch ein H e u t s e i n d.

Noch glaubte ich nicht an die Grenze der Möglichkeit gekommen zu seyn. Ich ging also auf das neue zur Jagd aus; und trieb endlich eine solche Menge von Lesearten zusammen, daß ich ihre Anzahl anzugeben mich schäme. Denn in jeder geschäftlosen Stunde, auf jedem Spaziergange nedte mich dieser unselige Rehreim. Einige dieser Lesearten will ich jedoch am Ende sowohl zur Unterhaltung, als zur Lehre noch anführen.

Lange däuchte es mir, ich könnte unmöglich eben so wenig die letzte Zeile der Stanze, als die erste, wegen ihrer so vollkommenen Tadellosigkeit aufgeben, und seufzte und suchte daher, wie Klopstock nach Spouba, durch das ganze Gebiet der Sprache nach einem schäflichen Dr.-Reime. Allein mein eigener Satyr nöthigte mich endlich durch größlichen Spott, die eben so untüge als lächerliche Jagd aufzugeben. Er rief mir, was widersprechend scheinet, und doch wahr ist, den besten und zugleich schlechtesten Vers zu: „Nichts um Liebeslust sich schor.“ Ob sehr kann an mancher Stelle ein einziges Wörtchen bei vollkommensten Gedanken enttadeln! „Von den vier zusammengeschraubten Lesearten gefiel die

Eine diesem, die Andere jenem, Bewußtheiter. Ich sah nun mehr offenbar, wie vergeblich es wär, auf übereinstimmende Zufriedenheit Anderer zu hoffen. Es war hohe Zeit, daß endlich mein eigenes Urtheil, das, sich so nachgebend und demuthig bisher verhalten hatte, entschlossen durchgriff, und sagte: Wenn dies gleich nicht so euch Allen gefällt, so sollte es billig so euch Allen gesessen. In einer höchst unbesangenen Stunde mußte ich noch ein Mal alle meine Rezearten; und siehe! die zu voreilig um der wichtigsten Einwendungen willen verworfene behielt nach meinem Urtheil, nicht nur Treffer gegen Treffer und Fehler gegen Fehler erwogen, sondern auch deswegen den entschiedensten Vorzug, weil die übrigen alle, bei nicht größern Tugenden, mehr oder weniger wahre Fehler aufzuweisen hatten, diese hingegen von allen vermeintlichen Fehlern sich zu reinigen im Stande ist.

Keine von allen andern scheint sich so leicht, so ungestrungen, so natürlich, so einfach und doch so elegant von selbst zu ergeben, daß man gleich geneigt ist, zu sagen: Ja, so mußte es, und anders konnte es nicht seyn. Allen übrigen sieht man mehr oder weniger die Mühe des Machwerks, eine gewisse Operosität an, die einem bald den Gedanken eingeibt: Es könnte doch wohl noch anders und besser seyn. Keine hat so wenig von weiten Hergeschalted,

als diese; jede Modification, jede Erweiterung scheint mit dem bequemsten Griffe aus der nächsten Nähe hergenommen zu seyn. Um allerweitesten her ist die Modification, der Liebe sich freuen; aber Himmel! wie nahe liegt sie nicht dennoch jedem Vorstellungsvermögen zur Hand! Sie ist bei ihrer vollkommen befriedigenden Eleganz und Würde am wenigsten überfüllend und überschwimmend. Keine von allen gefundenen Lesarten, ja vielleicht keine von den noch wenigen möglichen stelle, was in der That Hauptſache ist, das antithetische Wechselspiel des Originals in einem so hohen Grade der Vollkommenheit dar, daß wenigstens ich nicht sehe, was noch zu wünschen übrig bleibe. Die ihr vorgeworfenen Fehler sind so wenig Fehler, daß sie ihr vielmehr als Verdienste angerechnet werden müssen, weil sie auf das zweckmäßige zur Vollendung jenes Wechselspiels dienen. Die Einwirkung gegen das heut ist, wie ich schon oben grammatisch dargethan habe, die unstatthafteste Pieperei von der Welt. Es ist sogar hier nach meinem Gefühle von sehr guter ästhetischer Kraft. Ein Mal, weil es die vierte Zeile mit der ersten in die möglichst vollkommenste, Wort- und Gedanken-Correspondenz bringet, und in dieser Rücksicht dem oben gerühmten wie zuvor noch sehr weit vorzuziehen ist; zweitens, weil dieses männliche,

Heut' gegen das vorhergehende weibliche heute eben so
tonspielend ist, als umgekehrt das weibliche freute der
dritten Zeile gegen das vorhergehende männliche gefreut
der zweiten. Heute gefreut! — Freute heut! —
Ein artig wechselndes Vomspiel, völlig in dem spielenden
Geiste des Originals! — Eben so wenig als das heut
kann auch der vorgeworfene Gleichklang in den vier Reim-
wörtern ein Fehler seyn. Ich schneide mir, daß ich mehr
als eine Probe in mehrem poetischen Leben abgelegt habe,
die mich berechtigt, ein gültiges Wort mit zu sprechen, wenn
von Wohl- oder Mißlung die Rede ist, und ob mir gleich
in diesem Stücke noch imtier etwas Menschliches begegnen
mag, so hat, daucht mir, doch kein anderes Ohr sich zu
schämen, wenn es sich größten Theils nach dem meinigen
richtet. Nutz gebe ich zwar sehr gern zu, daß an lindern
Stellen vier Gleichlänge in den weiblichen und männlichen
auf einander folgenden Reimwörtern, wie hier das bleibbar-
lige e u t, sehr fehlerhaft seyn können. Mettu Ohr ist auch
in diesem Stücke so empfindlich und eigenständig; daß es,
wod gewiß bei weniger meiner poetischen Brüder des Fall
seyn mag, schon missvergnügt wird, wenn sich anderer un-
vermeidlichen Umstände halber, auch nur ein Gleichklang
der Weale in sonst den Consonanten nach verschiedenen tönen

den Wörtern einschleicht. Höchst ungern erlaube ich mir z. B. eine Reimstellung, wie diese: *Thaten, Schar, baten, war*, wegen des viermaligen *a*; denn eine Abwechselung, wie z. B. *Thaten, mir, baten, dir*, ist doch gewiß weit wohlklingender. — Allein was auch nur immer eine gründliche und geschmackvolle Stylistik über Mannigfaltigkeit und Abwechselung des wördlichen Ausdrucks vorschreiben mag, so macht sie denoch auch mit Recht hiervon Ausnahmen. Wenn es auf Gestalt, Maß und Klang antithetischer Sätze ankommt, so erlaubt nicht nur eben diese Stylistik, sondern sie gebietet sogar, Kraft des natürlichen Hanges der menschlichen Seele zu Symmetrien, Gleichheit. Das ist nun gerade hier der Fall. Da es hier unlängbare Vollkommenheit ist, daß in Satz und Gegensatz einerlei Vorstellungen und einerlei Wörter, nur mit dem Unterschiede der Bejahung und Verneinung vorkommen, so ist nicht abzusehen, warum diese Einerleiheit sich nicht auch bis auf die Töne der Reime erstrecken dürfe. Dürfe? — Sie darf nicht nur, sondern es wird sogar ein höherer Grad der Vollkommenheit dadurch erreicht, daß diese Gleichheit zur Hebung der Antithese sich so ungesucht und von selbst einstellt. Gleichwohl schließt, was noch das Beste ist, diese Gleichheit nicht alle Verschiedenheit aus, die sich

in dem manlichen und weiblichen Charakter der Meinungskörper noch merklich genug offenbart.

Die noch übrigen Vorwürfe des unstylischen Wechsels der Zeitsformen, gefreut und freute, und der Auslassung des Hülfsverbi hat, verdienet kaum noch in Betrachtung zu kommen, gesetzt, ich wollte sie auch als kleine Unregelmäßigkeiten gelten lassen. Allein auch dies glaube ich nicht einmal nöthig zu haben. Denn abgerechnet, daß nicht gut einzusehen ist, worauf sich denn wohl die stylische Regel gründen solle, daß in zwei verschiedenen, ganz von einander unabhängigen Sätzen schlechterdings und überall eine Einheit der Zeitsformen beobachtet werden müsse; abgerechnet, daß sich gewiß in unsern besten classischen Schriftstellern hundert Beispiele des Gegenthals finden lassen dürften, so scheint hier in dem ersten Falle gerade das Perfect, in dem zweiten aber gerade das Imperfekt, sowohl logisch als grammatisch, am besten zu passen. Das nie scheinet die Vorstellung von dem gegenwärtigen Zeitpunkte der Rede zu entfernen, und immer weiter hinaus in die kürzeste Vergangenheit zu reissen, ob hingegen das Perfect wieder von dort zurückzuziehen, und dem Zeitpunkte der Rede mit jedem Momente zu nahegn scheinet. Da nun im ersten Falle die Vergangenheit als immer längst ver-

gangener, im zweiten aber mit jedem Moment als kaum vergangener vorgestellt wird, so scheinet die erste Vorstellung am besten durch das Perfect, die zweite aber am besten durch das Imperfect bezeichnet zu werden.

Was endlich die Auslassung des Hilfsverbi betrifft, so ist diese selbst in der Prose, geschweige denn in der Poesie, so häufig, und wenn dadurch deutl. Verstände und dem Ohre so wenig als hier zu Leide geschieht, so erlaubt, ja oft so zuträglich, daß sie in der Fehlerrechnung völlig zur Null wird.

Will man diese Rechtfertigung, so genugthuend sie mir auch scheinet, dennoch nicht ganz gelten lassen, will man, neben den Vorzügen der gewählten Leseart, noch immer so viele Gebrechen entdecken, daß man sich seiner Zweifel gegen dieselbe nicht entschlagen kann; nun so sehe man einmal, wo möglich, alle seine und meine Klügeleien bei Seite, man stelle sie jeder andern Leseart gegen über, und merke auf den ersten Eindruck. Dann sollte ich doch wahrlich kaum denken, daß sich auch nur eine Einzige finden würde, welche sich eben so leicht, so ungezwungen, so gefällig unter das logische sowohl, als das ästhetische Urtheil schmiege. Hier ist versprochener Maßen ein Theil dieser Lesearten, worunter sich auch ein Paar befinden, die mit von Andern vorgeschlagen worden sind.

1. Morgen liebe, was bis heute
2. Süßer Liebe Lust verschwör!
3. Was sich süßer Liebe freute,
4. Liebe morgen, wie zuvor!
-
2. Noch der Liebe Lust verschwör!
3. Was sich längst (schon) der Liebe freute,
-
2. Stets der Liebe Lust verschwör!
3. Was sich stets u. w.
-
2. Nie der Liebe Treue schwör!
3. Was sich treu der Liebe weigte,
-
2. Nie der Liebe sich verschwör!
3. Was den Schwur der Liebe weigte,
-
2. Nie der Liebe Dienst erfor!
3. Was der Liebe Dienst sich weigte,
-
3. Was der Liebe Dienst erfreute,
-
1. Morgen liebe, was noch heute
2. Liebeleer den Tag verlor!
3. Was den Tag der Liebe weigte,
-
1. Morgen liebe, was bis heute
2. Nie sein Liebes (Hohdes) sich erfor!
3. Was sein Liebes (Hohdes) längst erfreute,

2. Lieb' und Lust des Lebens floh!

3. Was sich längst der Liebe freute,

4. Lieb' und leb' auch morgen froh!

2. Lieb' und frohes Leben floh!

2. Noch der Liebe Freuden floh!

3. Was sich schon der Liebe freute,

4. Sey auch noch der Liebe froh!

4. Sey der Liebe wieder froh!

4. Sey der Liebe morgen froh!

4. Sey der Lieb' auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder (eben) so!

2. Deine Lust, o Liebe, floh!

3. Was sich dein, o Liebe, freute,

4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe sich, was heute

2. Noch der Liebe Freuden floh!

3. Was die Liebe heut erfreute,

4. Liebe sich auch morgen froh!

1. Morgen liebe froh, was heute

4. Liebe noch auch morgen froh!

4. Liebe morgen wieder froh!

1. Morgen Liebe, was bis heute ..
2. Nie der Liebe Lust vernahm!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Gram!

2. Noch die Liebe nie entzündt!
3. Was die Liebe je (hoch) erfreute,
4. Liebe morgen neu (hoch) beglückt!

2. Nie an Liebe Lust gewann!
3. Was an Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen und fortan!

4. Liebe morgen froh voran!

2. Nie an Liebe Lust empfand!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen neu entzündt!

2. Nie der Liebe Lust durchdrang!
3. Was der Liebe je sich freute,
4. Liebe morgen sonder Wank!

2. Nie der Liebe Wonne trank!

2. Scheu der Liebe sich entrang!
3. Was sich nie der Liebe scheute,

1. Morgen siehe, wen bis heute
 2. Wie der Liebe Glück erfreut!
 3. Wen der Liebe Glück erfreute,
 4. Fühle morgen es erneut!
-

Claudite! Jain: rives! — Mehr als noch ein Mal so viel Lesearten bleiben billig zurück. Nach verliere ich kein Wort weiter darüber, warum diese alle der gewöhltesten billig nachstehen müssen. Künstler und Kunstfreunde, besonders die Jüngern, mögen dies selbst aussündig zu machen suchen. Ichu ihnen so wenig meine Grundsäze, als deren Anwendung auf den vorliegenden Fall, Genüge, so habe ich sie doch wenigstens in den Stand gesetzt, sich vielleicht eine ihnen behaglichere Leseart zu ihrem Privat-Gebrauche auszuwählen. Nur verbitte ich mir von nun an alle fertere Krittelei; wenn man anders nicht im Stande ist, bessere Vorschläge zu thun, und ihre Vorteile durch wohl erwogene Gründe einleuchtend zu machen.

Es wird übrigens selbst beim Alltagswörte überaus leicht seyn, dieses Kreibens und Hälftholens, dieses mehr als hogenlangen Geschwänges über — einen Rehrreim von vier Zeilen zu spotten. Muß ich doch selbst darüber lachen, indem ich an jenen Tanzmeister und sein: Que de choses

dans un menuet! denke. Allein nicht so leicht, wenn ich nicht daran erinnere, möchte es seyn, sich daran die sehr ernsthafte Maxime abzulehnen, daß es weit öfter, als man glaubt, nothwendig sey, gerade eben so, wiewohl freilich nur für sich im Stillen zu verfahren, wenn man mit seinen Schriftwerken etwas weiter denkt, als von einer Messe bis zur andern.

Ich wende mich nunmehr zu den Veränderungen der übrigen Theile des Gesanges. Da es weder zu erwarten noch zu verlangen ist, daß die Leser alle vorigen Ausgaben jedes Mal gleich bei der Hand haben, und ohne die vollständige Vergleichung der neuen Lesearten mit den alten diese Leciture ziemlich verdriesslich seyn möchte, so muß ich, wiewohl ungern, einen beträchtlichen Theil des Namens zur Aufstellung dieser verwenden. Unter 1. X. verstehe ich die erste Ausgabe meiner Gedichte von 1778, unter 2. X. die zweite von 1789, und unter St. Ramler's Lyrische Blumenlese von 1774. Die Abschnitte, welche der einfallende Kehrreim bildet, sind durch die drei Haupttheile des Ganzen, (die ich nicht kürzer und troffender, als durch die Namen Vor gesang, Weih gesang, und Lob gesang zu bezeichnen wußte), fortlaufend mit römischen Zahlen numerirt. Diese treffen mit allen Ausgaben zusam-

men, ausgenommen, daß einige in der neuen Umarbeitung mehr Verse enthalten, und daß der letzte Abschnitt der vorigen Ausgaben in der neuen in zwei zerlegt worden ist.

I.

1. A.

Unter hellen Melodieen
Ist der junge Mai erwacht.

Geht, wie seine Schläfe glühen!

4. Wie ihm Wang' und Auge lacht!

Ueber krautervollen Rosen,

Ueber Hainen schwebet er.

Kleine laue Weste blasen

8. Wohlgerüche vor ihm her.

Gegenvolle Wollen streuen

Warne Tropfen auf die Flur,

Geben Nahrung und Gedeihen

12. Jedem Kinde der Natur.

2. A.

frohen

Lenz

Geht, wie Stirn und Wang' ihm glühen!

4. Wie sein helles

• lieber Saat und Kräuterrasen,

Hain und Garten schwiebet er,

Ganste Schmeichelküstchen blasen

8.

Labsal, Nahrung und Gedeihen

12.

Die Leseart der 1. A. hat auch R.

Warum wurden zuerst die hellen Melodien in frohe verwandelt? — Weil mit das Beiwort helle mehr den Gegenständen des Gesichtes, als des Gehörs zu gebühren schien. Warum sind aber nun Wonnemelodien daraus geworden? — Das Beiwort frohen macht durch seinen vermittelst der Aspiration fortgezogenen Ton in der ersten, und durch sein n in der zweiten Sylbe den Vers fast zu langsam für die muntere Frühlingsempfindung, in welcher der Gesang anhebt. Die Wonnemelodien aber gleiten wegen des geschärfteren o und des fehlenden n hüpfender und fröhlicher dahin. B. 2. habe ich Venz dem Mai sowohl wegen der größeren Allgemeingültigkeit, als auch des bessern Klanges wegen vorgezogen. Da der Ton stark auf dieses Wort fällt, so ist es gut

dass es mit Consonanten endige; woran verselbe einen natürlichen und festen Widerhalt finde, der bei einem auf Vocal ausgehenden Worte fehlt, welches vor einem andern mit einem Vocal anfangenden Worte steht. Die Vocale würden in diesem Falle zu sehr in einander heulen; so dass ein Declinator, der die Kunst versteht, das Maß erwartet nicht so gern aussprechen würde, als wenn erwartet. Die glühenden Schläfe W. 8. schienen mir zu sehr ein Bild der Trunkenheit zu seyn; und das Lachen W. 4. minder den Wangen, als dem hellen Auge zugemessen. Ich glaubte daher, es möcht besser, bloß dieses Lachen und jene glühent zu lassen. Die Stirn kann hinzu, um das Bild vollständiger auszunahmen. Wenn es aber auch dadurch, wie ich doch nunmehr fast zweifle, gegen die Nebenvorstellung der Trunkenheit geschützt seyn sollte, so leidet es doch wohl keinen Zweifel, dass die nebstle Leseart, die noch überdies den Vorzug eines vollkommenen richtigem und reinem Reimes hat, unendlich genialischer sei. Beidemalypheen haben den Gott, wie aus silben Dräntien, erwartet; was Bilder neuer Lust vor seiner Phantasie schwelen, denen sein Auge froh zusieht! Die Idee ist nun weit schöner, weit geistreicher, mit einem Worte, ästhetischer.

Das Bild des Schwebens über Freudenwollen
Räsen und Hainen B. 5. u. G. schien mir zu fern
von der Totalität zu bleiben: Ich suchte ihm daher in der
2. A. durch Hinzufügung der Saat und des Gartens
mehr Ausdehnung und Fülle zu geben. Die kleinen
Lauen Wohlgerüche blaßenden Weste, oder
Winde, die leider auch Dr. Ramler geneiltigt, hatten für
mich längst etwas Possierliches, das keinesweges zur Würde
des Ganzen paßte. Sie erinnerten an die kleinen paus-
haltigen Jungen, die auf allen geschmacklosen Tapeten, oder
in den Ecken der Wandkarten viele Ströme von Winden
ausblasen. Auch ist für Winde das Beinwort Klein nicht
schändlich. Ein Wind kann wohl glühend, mild, sanft,
schwach, stark, heftig, u. w. seyn; aber nicht füglich Klein
aber groß, welches sich auf körperlichen Umfang beziehet.
Freilich mag man wohl öfters im gemeinen Leben von
einem kleinen oder großen Winde, von einer kleinen oder
großen Höhe, u. w. reden hören; allein was hört man nicht
Alles im gemeinen Leben? Für personifizierte Winde
kante zwar das Beinwort allenfalls passen; allein dann sind
wieder die kleinen Lauen Weste unschändlich. Ich verwandelte daher
in der 2. A. die kleinen Lauen Weste in sanfte
Schmeichelküstchen. Allein nicht zu gedenken, daß

auch so noch die Phantasie durch das Wort blaſen auf jene possierliche Personification hingeleitet wird; so ist auch der Name Schmeichelküßchen allzu vollgestopft von Consonanten, um nicht einer reinen und metallenen Sonorität Eintrag zu thun. Durch segt es der Diminutiv weiter die Würde des Ganzen herab: Besser war es also, die Winde wieder herbei zu holen; diese mit ihren Flügeln wirken; und sie anstatt der Wohlgertüchte, Wohlgefühle, — ein Wort von neuer Zusammensetzung, von lieblichem Klang, und reichhaltiger Bedeutung, — wehen zu lassen. Auf diese Weise gewinnen wir auch ein schönes, prachtvolles, der Natur entsprechendes Bild: von dem Küsse, — Thal und Hügel, das ist, Ebenen unduthöhen, — blau und goldene überschwebenden Denze, welches weit mehr sagt, als wenn man ihn bloß über einigen Gegenständen, ich weiß nicht wie, schwärzt läßt. Nicht wenig haben auch die vier letzten Verse an Wohlklang und ästhetischer Diversität gewonnen. Der IV. W. war wegen des bei Mal so nahe auf einander folgenden s, — Kopfstein auf die Glur, — sehr hart. Der Stein ein streuen und Gebrechen war ebenfalls nicht der reinst. Der Gegen der Wolken gewandt sagt mehr Umfang, Unterstand: sich nicht bloß auf die Glur sondern auf Bluse, Juske, und Bergsteig; die Bergsteig

ist angegebener geworben dadurch, daß er, außer Mahnung und Gebeten, gleich zuerst auch Vabsal gewähret; daß tautologisch geben nach streuen in der 1. A., so wie auch die etwas harte und dunkle Apposition im 11. B. der 2. L. sind vermieden. Die Darstellung im Großen ist nunmehr wahrer und der Naturerscheinung gemäßer. Die kleinen Winde wehen vor dem blau und golden schwebenden Frühlinge her, und erwecken Wohlgefühle in allen Wesen. Befruchtende Regenwolken ziehen ihm nach, und müssen ihm nachziehen, wenn seine Winde, sein blaues und goldenes Schweben, nicht endlich zum Unseggen werden sollen.

Eine edle und gerechte Kritik halte ich nunmehr diesen Abschnitt, sowohl in Ansehung des Stoffes als der Form, bis auf eine Kleinigkeit, die sich aber ohne große Ausopferung form wegschaffen lassen dürfte, für vollendet. Diese Kleinigkeit ist aber so klein, daß sie, wenn ich nicht selbst darauf hinweise, von den Wenigsten bemerkt werden würde. Es ist ein kleiner mechanischer Verfass., zwar nicht eben gegen die Prosodie, wenn man anders die Strenge nicht bis auf das äußerste treiben will, aber doch immer gegen Eumetrie und Wohlklang. Da die Sprache selbst nur gar zu oft Klaps dazu gibt, so dürfen wohl wenige oder gar keine leinbischen oder trompischen Gewichte im Deutschen vorhanden

und möglich sehn, wotin er nicht vorläne. Es verdiene daher auch wohl nur in einem Gedichte in Betracht zu kommen, das wo möglich ein Canon vollkommener Form seyn soll; und jeden Dichter, der den Canon zu erreichen strebet, wird ihn überall, wo es nur irgend ohne größere Ausopferung geschehen kann, zu vermeiden suchen müssen. Dieser Fehler besteht in der Verlängerung des Artikels, der im Deutschen billig durchgehends kurz seyn sollte, den man aber in iambischen und trochäischen Versen alsdann lang zu machen sich für prosodisch berechtigt hält, wann er Syntaxis stanzen, von kurzen Vorsilben zur Bestimmung dienet. Diese ergründigere Production, ob sie gleich bei weitem keine von den ersten ist, behält für mein Ohr immer ihren Misslang, welcher jedoch nach Beschaffenheit des Artikels und der Stellung mehr oder minder beträchtlich ist. Es scheinen mir z. B. die Artikel d e m und d a s die Production schon bestens zu erfragen, als d e n und d e r; und diese wieder mehr als d i g. Die Stellung im 12. Verse des obigen Abschusses, — in Ende der Matan, — dass doch sonst Metrum v. v. v. v. verlangt, schien mir so abgeschafft zu seyn, daß übern Misslang, der aus der Verlängerung des Artikels dagegen entsteht, sehr vermieden wird. Zeit, batwöchlichkeit, würdet es verhindern und

einen trochäischen Vers, der billig immer mit einem starken Schläge, — v., anfangen sollte, mit der Natur anstinge. Es gab in den vorigen Ausgaben der Nachtfeier einige solcher Anfänge, welche stehen zu lassen, ich mich nicht habe überwinden können.

Da ich übrigens ungern bemerkt habe, daß einige Kunsthörer an einigen zusammen gesetzten und andern zweisylbigen Wörtern, deren letzte Hälfte etwas mehr Fülle, als gewöhnlich hat, wiwohl die erste Größe den ganzen Ton auf sich zieht, wahre Spondäen, — , zu haben, und daher z. B. einen Vers, wie den II. im obigen Abschnitte, wegen des Wortes *Kab sal*, für nicht rein trochäisch erklären zu dürfen wähnen, so sehe ich mich bei dieser Gelegenheit genötigt, dies für einen sehr großen Irrthum zu erklären. Wir haben im Deutschen durchaus keine spondäischen Wörter, und diejenigen, die man dafür ausgibt, sind wahre Trochäen, wie *Mot i* in seinem Versuch einer Deutschen Prosodie sehr wahr und gründlich dargethan hat. Wir haben im Deutschen keine solchen Spondäen, als höchstens diejenigen, die württembisch Wortstellung heissen brägen. Wenn zusammen gesetzte Wörter, wie *G roß m u n t h*, *K l u m a c h t*, *M o r d s t a h l*, *S e h n s u c h t*, *R a c h e w e l t*, *C h o c k i e d*, *W o h l l a u t*, u. m. sÄmmer abgeleitet, wie *f u r c h t b a v*, *z a g t a f t*, *W e i s h e i*

Wächlein, Läbzel, mühsam Freundschaft, Reichthum, u. w., die wir zu vielen tausenden in der Sprache haben, Spondäen und nicht vielmehr Trochäen wären, so hätte Klopstock, der sich auf Prosodie versteht, wie nur irgend einer, nicht nötig gehabt, so sehr nach Sponda zu seufzen. Ich gebe jedoch sehr gern zu, daß Trochäen der obigen Art nicht überall mit Beständen des Wohltones so bemisst werden können, als etwa solche, wie Liebe, Wandel, Feuer, Schatten, u. w.

II.

1. X.

Lieb' und Gegenlieb paaret

Dieses Gottes Freundslichkeit;

Und sein Süßestes versparet

4. Jedes Thier auf diese Zeit,

Wann das Raub ihr Nest umschattet

Paaret alle Vögel sich

Was da lebet, das begattet

8. Um die Zeit der Süßtheit sich

2. X.

Eben soviel

9. hat diese Stelle eben so, außer daß er B. 5. für

um schaetet beschaeftet liest. Allein mein zum schaetet ist
war wegen der Neuheit und Seltenheit des gleichwohl ana-
logisch gebildeten Wortes; wegen seiner mehr ausmahlenden
Bedeutung; und hauptsachlich deswegen vorzuziehen, weil
es den fehlerhaften Gleichlaut mit dem Nameworte b e g a t t e
im 7. V. vermeidet. Indessen die ganze Stelle bedurfte
aus verschiedensten Ursachen einer Umbildung, die, wie ich
mit schmeichle, nicht ungluecklich gerathen ist.

V. 3. missiel mir sein Süßeste d ein Mal wegen
der erzwungenen Production der letzten Sylbe, da das Wort
ein wahrer Dactylus, — v v, ist, und hiernächst weil
es nicht Würde genug für den edeln Ton des Gedichtes
hat. Es ist ein Ausbruch, der sich mehr für die populäre
vertrauliche Sprech- und Schreibart, als für eine höhere
Gattung schickt. Eben dies ist auch gegen die Worsylbe in
versparet, und die Präposition auf zu erklären. Es
ist ganz eine prosaische Sprechart. Das Thier macht
gleichfalls hier keine sonderlich poetische Figur; und dann
diese Zeit! — Was für eine Zeit denn? Es war ja
von gar keiner Zeit, sondern von einem Götte die Rede
gewesen. Man kann sich freilich endlich an den zum Gotte
personifirten Lenz erinnern; allein wenn das auch geschiehet,
so ist und bleibt es doch äußerst unschicklich, den Knall und

Gott, wicher eine Sicht und i che Post tlap, nennen. Alle diese Unschönheiten sind, hoffentlich, in den schönen und wohl fliegenden Zeilen:

„Ihre Nektarsfülle sprach

„Liebe für die Blüthenzeit.

vernieden. Bei dem Ausdrucke Nektarsfülle muß ich noch Folgendes bemerken. Ein jüngerer Freund, dem ich die Machtfeier nach ihrer Vollendung zur möglichst strengen Durchprüfung übergeben hatte, meinte, man könnte bei der Nektarsfülle an etwas denken, was das Befriedeßt beleidigte. Ich finde dieses im mindesten nicht, wiewohl ich gern zugebe, daß eine unreine Phantasie, sobald auch in der edelsten und göttlichsten Sprache von Liebe gedacht und geredet wird, leicht auf unreine Rehensstellungen geleitet werden könnte. Ich erinnere mich noch gar wohl, daß rohe Gesellen, als sie von diesem scheinigem lieblichsten, süßesten und doch zugleich edelsten Frühlings- und Liebesgesange noch weiter nichts, als den Titel; Die Machtfeier der Venus, vernommen hatten, sich etwas nicht viel Besseres, als eine heiligwogene Boxdell-Szene dachten. — Wann, daß ich ihr Rest am schaftet, — ist zwar von unzuthigem Inhalte; allein er hat dennoch um des Verfers willen, und wegen der Unvollkom-

mehrheiten, die er nach sich zog, aufgegeben werden müssen. Denn ein Mal hatte der Gedanke dadurch, daß bloß das Vaganten der Vogel, eines kleinen Theiles Lebendiger, der Liebe fähiger Geschöpfe angeführt war, nicht, — wie soll ich es nennen? — nicht Enumeration, nicht Amplification genug, um mit dem recapitulirenden Epiphonema der etwas hyperbolischen mithin unwahren Totalität:

Was da lahet, das begattet,

Um die Zeit der Blüthe sich
beschlossen werden zu können. Ich nahm in diesem großen Kopfe auf einem ziemlich dünnen und hagern Rumpfe einen Mißstand wahr, der schwerlich auch dem auferkammen Beser entgehen kann. Daher darf ich mir auch wohl schmeicheln, daß die neu hinzugekommene Erweiterung:

Was auf Erden, was in Lüsten
Lebensoden in sich hegt,

Wird von frischen Würzedüften
Zum Verlangen aufgeteigt.

nicht unzweckmäßig und überflüssig werde befunden werden. Auf dieser Unterlage füset auch die edle, die Grenzen der Natur und Wahrheit nicht so sehr überschreitende Steigerung

Selbst die Sehnsucht, die erkalte,
Die erstorben war, entglänzt,

weit besser, als jene hyperbolische Totalität: „Was du lebst, das begattet, —“ dient also hiernächst ; weiters kann mir in der vorigen Beschrift die Idee des Vaters schon bei der zweiten Erwähnung, geschweige denn vollends zum dritten Male in dem begatter, viel zu oft vor. Auch schier drittens das begatten, wenn gleich nur leise, das Hartgefühl zu streifen. Endlich und viertens war mir der so genannte reiche Reim, — sich auf sich, — zuwider; der Heinrich Döhre dadurch doch unangenehmer würde, daß dieses unbedeutende, Ganghofer sich so weit von seinen Heilwörtern paaret und begattet, worauf es sich bezieht, getrennt, zwei Mal an das Ende des Verses, mithin jedes Mal an die klängbedürftigste Stelle geschleppt werden war. — Wenn man alles dieses erwäget, und an ästhetischer Urtheilstkraft nicht gänzlich verwahrloset ist, so wird man hoffentlich eingestehen, daß die neue Umbildung weit edler, schöner, reicher und wohl klingender sey, als die alte ärmliche Beschrift, und daß sonderlich das süße melodische Konzylek bei längsten Zellen:

Wann die Knospe sich entfaltet,

Wann die Hyacinths Blüte sich im Frühling
im Deutschen Raum übertragen werden könne. Man wird aber auch zugleich bedauern müssen, daß die Höchste und

reinste Sonorität ein's Deutschen Verses sich selten anders, als durch' Beihilfe eines freunden Wortes erreichen lasse. Ausser ihrem Wohlklange und der Stimme ihres Gehaltes haben diese letzten Zeilen vor dem aufgegebenen:

Wieder das Laub ihr' Rest umschattet,
auch noch den Vorzug; daß sie weit klarer und be-
stimmter aussdrücken, was sie ausdrücken sollen, näm-
lich die Freiheit, wonin die Liebe so große Werthe ge-
sellt. Das Laub umschattet hier Meister vom Frühlinge an
bis in den Herbst und doch spätestens sich diese ganze Zeit
über nicht die Vögel. Man müßte sich also erst etwas hin-
zudenken, z. B. wann das jüngste, — das erste Laub
ihr' Rest umschattet; oder etwas dem Aehnlichen, welches
doch immer die Zunahme einer zuwollkommnen Dar-
stellung war, der Weißheit ihres Geschaffens, und eben weil
sie kein endliches Maß hat, ist diese Zunahme nicht zu be-
stimmen. Und daher kann man nicht sagen, wann das
dritte Laub jenseit der **III.** Welt, — oder das vierte
oder das fünfte, jenseit der **IV.** Welt, — jenseit der **V.** Welt,
Schonet! Prediger und röther,

Bricht des Tages Morgen an;
Als im Unbegreiflichen Morgen an;

Die Mutter Zellus lieb geworden ist am Abend des **VI.** Tages,
Da ihr Schoß von ihrem Mutter,

Floren und den Benz empfing,
Und des ersten Haines Schatten war der Muth
8. Unt die Neugeborenen hing;

2. X.

Wonne seligen und töchter
Bricht uns dieser Morgen an,
Als der Bräutliche, da Kether
4. Da ihr Schoß vom Himmelsgatten,

8. M. hat die Leseart der I. X.
Das schaue t! schien mir ich weiß kaum selbst machen,
etwas Mattes und Ungehöriges zu haben. Vielleicht, weil
nach meinem Gefühle alle Imperative, wenn sie durch das
touloose Flexions - e in zwei und mehr syllben da aus
einander gerissen werden, wv, es ohne Härte vermischen werden
kann, eine gewisse Schaffheit befähigt, die dem Imperativ
nicht geziemt will. Schon von freilich gesetzlich nicht
u. w. sagen; allein in anderen Fällen sagt, ich doch fast
nieher: Sprachlich sprachlich wollt' - sagt, man

ihr jagen könnt! denn ich spreche! und jaget!
scheint mir das Aufgebot merklich zu erschaffen.

Nun war wohl schon ein Aufgebot zum Schauen in der obigen Stelle eben nicht erforderlich, da bloß eine in dem schauenden und hier redbenden Subjekte verweilende Bemerkung verlautbart werden soll; die sich allenfalls mit einem Ausrufe des Affectes, z. B. einem Ha! — oder Cha! wenn das hier edel genug wäre, — hätte ausspielen können. Wäre aber auch das Aufgebot zum Schauen nicht müßig, so dürfte doch wohl eins straffes schaue! dem schlaffern schaue! vorzuziehen seyn.

Die erste Veränderung dieses Verses in Wonne seliger und röther schaffte zwar das mißfällige Schaue! weg; allein durch seliger wurde ein prosodischer Fehler, der auch schon in freudiger lag, da beide Wörter reine Dactylen, — u e, sind, nicht gehoben. Auch hat die Zusammensetzung in Noth wessiger ein etwas kautologisches Ansehen, indem die ein Sinne gehabte Bedeutung, wonach wonneseliger so viel als wonnerreicher heißen sollte, etwas dunkel seyr und nicht fogleth einleichter möchte. Besser, glaube ich, ist also die nette Leseart: — u e, du Weller, goldner, rosentöcher lichter Weltwörter, die das Bild des Morgens bestimmt; Schön

und glänzend ausdräfihlen! — Wahrheit des Tages. Morgen B. 2. mußte wahrwändig das demonstrative dieser Morgen stehen, damit es sogleich klar würde, was für ein Morgen gemeint sei, nämlich der, von welchem im Rehreime die Rede ist, und welchem die Singenden entgegen sehen. — In dem folgenden: Als im Unbeginn, ist der Ausdruck offenbar mangelhaft, und führt auf einen ganz falschen Sinn. Wie? Ist denn eben dieser Morgen, dem die Singenden jetzt entgegen sehen, schon im Unbeginn, da Aethet Mutter Tellus lieb gewann, angebrochen? Nein! Dieser, der schon der Zeit nach von jenem verschieden ist, zeichnet sich auch noch durch eine weit größere Pracht vor demselben aus. Das: Als im Unbeginn, wurde daher schon in der zweiten Auflage in: Als der Bräutliche verwandelt. Ein überaus passlicher Begriff, wenn ihm nur nicht die dactylische Beschaffenheit des Ausdrückes abermals den gerichten Abschied hätte zugiehen müssen. Der neueste: Als das erste Licht, erfüllt seine Stelle auf das vollkommenste, ohne den mindesten Vorwurf.

Irrt ich, oder spielt B. 5. das Pronomen Possessivum in ihrem Gatten in der That eine ziemlich müßige, malte und unpoetische Rolle? — Woher das? Vielleicht weil kaum vorher eben dasselbe Possessivum den Schoß bestimmte,

und daher ein Schicksals entsteht? — Möglicherweise aber doch wohl, um bestimmen, welche der als ästhetisch verstandene Gattin, der Mutter den bestimmten, nach ihm hinweisenden, individualisirenden Ketten, und, wenn ich recht fühle, ein ästhetisches, ihn noch mehr hervor hebendes, charakterisierendes, Weibert verlangt. Das, wo er ihm Gatten, könnte leicht auch noch auf einen Andern, der zu ihrer Gattin gewesen wäre, hinweisen, und dem Mutter bloß zum Sich-haben und zu weiter nichts machen; Wenigstens schließt dies ihm einen Dritten, als Gatten gar nicht aus. Ich sah daher, in der 2. L. Als ihr Schloss vom Himmelsgatten. Allein bald fühlte ich, was, für ein entseeliglich von Lünen vollgestopfter, und daher sehr schwerfällig sich fort bewegender Vers, dadurch entstand. Die Zusammensetzung des von dem in p.m. war hier auch nicht weniger, als zweckmäßig. Der Gang des Verses musste also nothwendig erleichtert werden; und dies konnte sehr schicklich durch Pinversion des sehr entzücklichen Schlosses geschehen. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Kinder nirgend anders, als im Schopfe empfangen werden. Auf diese Weise wurde Naunz für das nothwendige von dem gewonnen. Aber auch die Zusammensetzung im Himmelsgatten ist dunkel, und wenn ich recht annehmen sollte,

was sie sagen soll, so würde ich in Verlegenheit seyn. Ich wollte erst hohen Göttern segnen; allein das erinnert an die hohen Häupter im diplomatischen Styl. Jeder Ausdruck aber, dessen sich dieser und der Kanzlei-Styl bemächtigen und zu häufig bedienen, ist für die Poësie beinahe verloren. Das gewählte alte Wort *hebt* scheinet das einzige treffende für den Aether zu seyn, welches sich durch ein anderes so leicht nicht ersetzen lassen dürfte. W. 7. ist des ersten Haines Schatten in den ersten Marienschatten verwandelt, um die mehrmaligen Erwähnungen des Haines in der Nachtfeier zu vermindern. — Der seltner Ausdruck *Neugeborne* W. 8. mag zwar stattlicher klagen, als der so gewöhnliche anspruchlose die schönsten Kinder, und ein poetischer Schalenbeißer möchte meinen, Wunder was er daran verloren hätte. Allein er hat daran weiter nichts verloren, als eine ganz' leere Schale; oder wenn etwas darin ist, so ist es eher *Würmerunrat*, als sonst etwas Gutes. Der Ausdruck sagt im Grunde nichts, weil er Alles sagt. *Neu gehören* ist Alles, was vor kurzen aus Mutterleibe hervor gegangen ist, es mag auch übrigens beschaffen seyn, wie es will. Wohl aber sagen die schönsten Kinder etwas, und zwar etwas ästhetisch Gutes. Die Phantasie wird dadurch von allem ästhetisch Schlechten,

was ihr bei den bloß Neugeborenen vorschweben könnte, hinweg, und auf ein anmutiges Bild hingelegt.

Noch muß ich bemerken, daß die Meime töchter und Nether zwar nicht zu den allerfeinsten, aber doch gewiß, unter den verzeihlichen Meimen unserer Poësie, welche sich unsere feinbürgigsten Dichter erlauben, zu den verzeihlichsten gehören. Sollte es irgend einem Gimpel, der die Meime nicht mit den Ohren, sondern mit den Augen beurtheilt, anders vorkommen; so muß ich ihn erinnern, daß Nether nicht etwa wie Thäter oder Verräther, sondern gewöhnlich, wie etwa Peter ausgesprochen wird. Wenn nun der Declamator bei Aussprechung des töther den Mund nicht gerade bis zur Grimasse rüendet, so wird der Unterschied der Läne kaum merkbar seyn.

IV.

I. X.

Als der erste Frühling blühte,
Wand, erzeugt aus Kronus Blut,
Göttin! Genius Aphrodite,
Bei gelinder Wogenfluth,
Sich allmählig ans des gratten
Oceans verbotnem Schoß,

Angestaut von den blauen
8. Wasserungeheueru, los.

2. 21.

Wand sich Venus Aphrodite

Wunderlich aus des grauen
geheimen

8. R. hat diesen Abschnitt so umgeändert:

Als der erste Frühling blühte,

Wand aus stillex Wasserfluth,

Wand sich Venus Aphrodite,

Cälus allerreinstes Blut,

Langsam aus des silbergrauen

Oceans geheimen Schoß, u. w. wie oben.

Zu der vorzüglich schönen, genialischen Umbildung und Erweiterung dieser sowohl bei mir, als bei Mamler äußerst schlechten und fehlerhaften Stelle haben folgende einzelne triftige Ursachen Anlaß gegeben.

Zuförderst dürfte es doch wohl unschicklich seyn, daß W. I.

von dem Blühen des Frühlings in eigentlicher Bedeutung und vollends gar von dem Blühen eines ersten Frühlings, der also auf mehrere folgende seines gleichen hinweiset, bis Rede ist; da er doch kaum vorher unter den gleich bedeutenden Namen des Lenzes personifizirt und individualisirt worden war. Hätte der Dichter etwa gesagt: Als der Lenz die Flur, — die Natur — zum ersten Male blühen hieß, oder etwas dem Ähnlichen, so fiel jenes Denken weg, und der Gedanke hätte seinen gehörigen Bestande. Aber diesen kaum personifizirten Lenz, oder Frühling selbst durfte der Dichter, ohne eine fehlerhafte Antikoluthie, ohne eine der Einheit widersprechende Vermischung der tropischen und eigentlichen Bedeutungen, nicht blühen lassen, viel weniger durfte er ihn, den personifizirten, individualisierten Gegenstand, zu einem ersten machen. Gesetzt aber, diese Rüge wäre zu scharf, welches ich doch wahrlich nicht glaube, da, wenn ein Schriftsteller, Prosaist oder Dichter, classisch seyn will, die Genauigkeit in Ausbildung sowohl des Gedanken- und Phantasiestoffes, als auch der Form nie weit genug getrieben werden kann, so waren doch Blühte und Aphrodite nicht die besten Reime. Sollte aber auch dieser Fehler eine verzeihliche Kleinigkeit seyn, wie wohl er es für einen Kanon kaum seyn darf, so ist es doch

gewiß nicht der 2. S. bei mir, und noch viel weniger der 4. bei Herrn Namler. Ich habe mir freilich den mythologischen Schöniger in Kroesus vorzutheilen, den Hr. St. ganz richtig für Cälus verbessert hat; allein den höchst unbedeckten, empfindenden Umstand, der die Entstehung der Bewusstlaut der Fabel veranlaßte, welches durch meinen Ausdruck, erzeugt aus Kroesus; oder vielmehr Cälus Blut, des Phantaste so fern entricht blieb, daß er kaum bemerkt werden zu könne schien, diesen Umstand hat Hr. St. durch seine Opposition, Cälus aller reuekrafft v. Blut, und sonderlich durch den vermittelst des aller aufgedunsenen Superlativ so nahe vor die Phantasie gebracht, daß er den Augen derselben unmöglich entgehen kann. Dieser Superlativ hat nicht sowohl das Unsehr. eines schöppischen Epithets, als vielmehr eines logischen Bestimmungswortes, so daß der Geist nicht mehr umhinter kann, seine Aufmerksamkeit auf die Ursache dieser so ängstlichen, plünlichen physiologischen Bestimmung hinzulenken. Und wann er das thut, worauf flößt er absdann in Cälus aller reuekrafft Blutes Wahnsinn auf nichts Xanthisches.

Ob sich die Beimörter gelinde und still zurückfliegen, oder heftig schreien, davon dürfte ebenfalls zu zweifeln seyn. Eine Wogenflucht scheint vielmehr eine heftige starke Welle

nung der Wogen zu bezeichnen. Doch dies möchtet allenfalls noch hingehen; aber unmöglich hingehen kann es; daß der Dichter einem männlichen Wesen, dem Ocean, einen Schoß besiegt, welchem sich die Liebesgöttin entwindet. Besser geschieht dieses aus einem weiblichen, aus Amphitrite's Schoße. — Der Ausdruck, Göttinn Venus Aphrodite, B. 3. der 1. A. klingt ungefähr eben so poetisch, als der Professor Bürger in Göttingen. Das zweimalige *wand* in der 2. A. taugt ebenfalls nichts. Worin verdient denn die Vorstellung des Esowindens diese Wiederholung? Sie geschah lediglich, um den Vers ohne Mühe zu füllen: Das ist aber ein armseliger Behelf eines faulen Verfassators. Die Beiwörter des Schoßes, geheimen, verborgnen, waren sehr häufig und entbehrlich. Was kommt deunghier auf die Vorstellungen der Heimlichkeit und Verborgenheit an? Nichts, gar nichts! Der Schoß des Oceans ist freilich geheim und verborgen; allein geheim oder offenbar, auf Venus Geburt hat das nicht den mindesten Einfluß. Lebend andere diesen Schoß charakteristrende Beiwort hätte eben so gut hier stehen können; und wenn so etwas Statt findet, so werden die Beiwörter zu Südenblüsfern.

Die des Meimes wegen von ihren Substantiven durch die folgenden Verse abgerissenen Beiwörter grauen und blauen

verursachen einen Fehler, der nur höchst selten verzeihen, niemals aber gut geheißen werden sollte. In der Reihe der durch Wörter bezeichneten Vorstellungen gibt es einige, die durch keinerlei Art von Pause, selbst nicht durch die kleinste, ohne Uebelstand getrennt werden können. Dahin gehörten vornehmlich die Substantive mit ihren Bestimmungswörtern, die der Verstand auf das engste mit einander verbindet. Nun verlangt aber das Ohr nach jedem durchlaufenen Rhythmus seine Pause; und gesetzt, daß es seiner Forderung vergessen könnte, so würde es doch durch den Anklang des Namens daran erinnert werden. Diese Pausen muß dem Ohr der Verstand entweder von selbst bilden, oder wenigstens aus Nachsicht bewilligen, wo er sich allenfalls eine kleine Trennung der Vorstellungen gefallen lassen kann; keinesweges aber darf sie das Ohr dem Verstande abzwingen. Nun kann und wird der Verstand niemals bewilligen, daß ein von ihm innigst verbundenes Ganzes getrennt werde; vergleichen das Substantiv mit seinen Bestimmungswörtern, nämlich dem Artikel, dem Pronomen, dem Zahlworte und dem Adjektive ausmacht.

Erlaubt und verzeihlich sind jedoch vergleichene Trennungen in einigen Fällen. Sie sind erlaubt, wenn mehrere Adjektive einem Substantiv zur Bestimmung dienen. Denn

alsdann fallen zwölfchen die ersten von ihnen kleine Verstandespausen, und mit einem Adjektiv, nach welchem eine solche Pause eintritt, kann man den Vers allenfalls wohl schließen, und den folgenden Vers mit den noch übrigigen Adjektiven, niemals aber unmittelbar mit dem Substantiv anfangen. Das Letzte ist gleichwohl in dem obigen Abschnitte B. 6. mit Ocean und B. 8. mit Wasserungheuen auf eine unangenehme und verwerfliche Weise geschehen. — Verzeihlich möchte übrigens die Trennung alsdann seyn, wenn man ohne sie, nicht etwa bloß einen neuen, seltenen, schönen Reim, (denn so viel ist solcher wohl schwerlich werth,) sondern mit dem Reime auch einen schönen Gedanken schlechterdings aufgeben müßte. Aber dieser müßte doch sehr vortrefflich seyn. Denn man erlauft ihn doch immer durch einen Fehler; und überwiegt die Schönheit nicht diesen Fehler sehr merklich, so verbannet man lieber beide, und sieht sich nach andern Schönheiten um, bei denen man keine Fehler mit in den Kauf zu nehmen braucht. Dem wadern, rüstigen, seines Stoffes, seiner Sprache, seines Verses mächtigen Dichter muß dies fast niemals unmöglich seyn.

In meiner obigen Stelle wird das Enjambement, wie es die Franzosen nennen, um so widerwärtiger, da es zwei Mal hinter einander vorkommt, und die beiden Ver-

wörter grauen und blauen weder etwas vorzüglich Schönes in ihrem Klange, noch auch, wenn man dies nicht einräumen will *), in ihrer Bedeutung haben. Ich habe schon vorhin zu erkennen gegeben, daß wir ein östhetisches Weltwerk alsbann müßig, oder doch ziemlich unbedeutend zu seyn scheine, wenn man es mit vielen andern eben so gut ersetzen kann. Man überlege, ob dies nicht der Fall mit den angeklagten sey. Sie verrathen zu sichbar das Bedürfniß des Verses und des Reimes. Hrn. R. Zusammensetzung silbergrauen mißfällt mir noch mehr. In der poetischen Welt dürfte wohl weder das Silber grau, noch das Graue silber ist seyn; und wenn gleich hier und da von einem silbergrauen Haar die Rede ist, so bleibt doch immer noch die Frage, ob diese Zusammensetzung schicklich, und ob silberweiss nicht eine schönere Vorstellung sey. Dem sey indessen, wie ihm wolle, so fühlt es sich leicht, daß diese Bestimmung nur zur Ausfüllung des Verses hinzu gekommen sey.

Auch die Auseinanderzerrung im angeführten W. 7. ist meinem Gefühle zuwider. Sie scheinet mir den Vers

*) Wölker von feinen, für Wohlklang gebildeten Ohren scheinen von unsern vollen und breiten Diphthongen au, eu, ei, ai eben keine Freunde zu seyn.

schlaff zu machen, und dem Ausdrücke die Congruenz mit
 dem Begriffe zu nehmen. Da die Grammatik, ob sie gleich
 die Flexions-sylben zunächst in ihrer Vollständigkeit dargestellt
 wissen will, dennoch in vielen Fällen die Zusammenziehungen
 teinesweges verbietet, sondern es dem Thre und dem
 Geschmacke des Redenden oder Schreibenden überläßt, nach
 Beschaffenheit der Umstände Gebrauch davon zu machen, so
 würde ich in dem gegenwärtigen Falle außer dem Verse
 sicherlich angestaunt gesetzt haben. Denn das neulich
 von dem Hrn. Barthels, einem sonst einstichtsvollen und
 gelehrten jungen Manne, in Vorschlag und, leider! auch
 sogleich in Ausübung gebrachte Mittel, unserer Sprache
 durch Einschlebung der längst ausgestossenen unbetonten
 Flexions-e Geschmeidigkeit und Wohlklang zu verschaffen,
 ist ein Einfall, womit Hr. Barthels vermutlich allein blei-
 ben dürfte. Wir haben dieser schändlichen unbetonten e,
 denen auch Hr. Adelung das Wort redet, ohnehin schon so
 viele in unserer Sprache, daß es vielmehr verdienstlich seyn
 würde, ihrer noch einen guten Theil wegzuschaffen. Es
 fehlt uns freilich gar sehr an Vocalen; und kann Hr. Bar-
 thels deren auch nur wenige andere, als unbetonte e, herbei-
 schaffen, so soll er mir ein sehr großer Apoll seyn. Hierzu
 scheint aber keine Aussicht, ja es scheint überhaupt nicht

einmal Hoffnung vorhanden zu seyn, daß unsere Sprache einen nur einigermaßen beträchtlichen Grad der Geschmeidigkeit und des Wohlklanges, als sie jetzt hat, noch erlangen werde. Ein Schriftsteller und besonders ein Dichter von seinem Ohre kann freilich durch Auswahl und Stellung der Wörter ein Großes leisten, allein die Wörter selbst und ihre Gestalt kann er doch nicht wider den Sprech- und Schreibgebrauch verändern, und wenn für einen nothwendigen Begriff gerade kein anderes, als ein in jeder Verbindung übel klingendes Wort vorhanden ist, so muß er sich dessen bedienen, er mag sich auch sträuben, wie er will. Wenn ich gerade die Vorstellung eines Seufzers brauche, was für ein Mittel bleibt mir übrig, denn schändlichsten Worte auszuweichen? Denn schändlich ist es doch offenbar, wenn man auch gleich keine sospiri oder soupirs daneben hält. Goll ich etwa ein unbekantes einschieben, und Seufzer sagen? Nun wahrlich! damit möchte doch verzweifelt wenig geworben seyn.

Ein nicht unbeträchtliches Mittel, unserer Sprache mehr Leichtigkeit, Geschmeidigkeit und Wohlklang, durch Hinzugschaffung einiger harten Consonanten und Consonanten-Verbindungen, zu erwerben, würde ich allenfalls; und dieses würde darin bestehen, daß man der natürlichen

Gewichtigkeit des gewissen Sprechselbstüberlassenen Sprachgebrauchs, gewisse auffallende Härtten zu vermeiden, durch die Schrift zu Hülfe zu kommen suchte. Alsdann müßte aber unsern Deutschen Sprachmeistern wenigstens auf hundert Jahre hinaus Mund und Feder verboten werden können, ohne daß man gleichwohl aufhörte, ästhetische Schriftwerke zu fertigen. Diese Leute flissten neben dem wenigen Guten zugleich großes Unheil für die Vollkommenheit der Sprache. Wenn gleich die vernünftigsten und besten unter ihnen den ewig wahren und unlängbaren Satz anerkennen, daß nicht der Sprachlehrer, sondern der Sprachgebrauch Gesetzgeber sey, daß jener nicht für diesen die Gesetze zu machen, viel weniger sie ihm vorzuschreiben, sondern nur diejenigen bekannt zu machen habe, die der Sprachgebrauch für jetzt zu geben für gut befunden hat, so handeln sie doch fast alle ohne Ausnahme darin sehr folgewidrig, daß sie den Sprachgebrauch gleichsam zu nöthigen suchen, bei seinem einmal gegebenen Besehen auf immer zu beharren, vielleicht bloß, damit ihre Sprachlehren nicht unbrauchbar werden. Das ist gerade eben so viel, als wenn ein Rechtslehrer, der irgend ein Landrecht in ein Lehrbuch bringet, welches er zwar aus den für jetzt bestehenden Landesverordnungen zu

schöpfer sich für verbunden erachtet, gleichwohl sich herausnehmen wollte, dem höchsten, von seiner Wenigkeit ganz unabhängigen Gesetzgeber zugemuthen, daß er seine Verordnungen ewig unverändert lasse, damit nur sein Wüchlein hübsch im Gange bleibe. Eine höchst unverschämte Zuthung! Gleichwohl macht unsere Sprachlehrer sich ihrer bald mehr, bald weniger schuldig. Sie wissen, daß eine Lebendige Sprache beständig sich verändert; sie haben quoad praeteritum nicht das mindeste darüber; sie richten ihre grammatischen Regeln hiernach ein, und erklären aus der ganzen Reihe von Veränderungen, die der Sprachgebrauch mit einem Worte, oder einer Wortform vorgenommen hat, gerade die Leute, wobei er noch gegenwärtig beharrtet, für richtig. Was ist z. B. richtiger, Mä d chen, oder Mä g d chen? Kein heutiger vernünftiger Sprachlehrer wird längzen, daß man lieber Mä d chen, als Mä g d chen sagen und schreiben müsse, ob dieses gleich ehedem richtiger war. Und warum? Weil es der Gebrauch so verordnet, nachdem Mä d chen mit Recht besser Klinget, als Mä g d chen. Es gab eine Zeit, da wohl Ledermann Jungfrau sagte und schrieb; damals war Jungfrau allein und ausschließlich, jetzt ist aber auch Jungfrau recht, und jetz ist nur für die höhern und feierlicheren Gattungen des Ausdrucks noch

im Galge. Was ehedem vielleicht durchgängig Knopf-
Lauch hieß, heißt jetzt mit größerem Rechte Knoblauch.
Man liest jetzt mir höchst selten noch eß, und hören
thut man es fast gar nicht, sondern elf. Und so ist es
mit unzähligen andern Wörtern ergangen. Nach wessen
Vorschrift sind sie verändert? Wahrlich nicht nach der
Vorschrift irgend eines Sprachlehrers, sondern des Sprach-
gebrauches, welchem jener Christucht und Gehorsam schuldig
ist. Zuverlässig räumen dieses vernünftige Sprachlehrer ein;
aber warum verwehren denn nun eben diese vernünftigen
Herren dem Sprachgebrauche, quoad futurum noch ähn-
liche Veränderungen vorzunehmen? Was untersteht sich denn
ein inconsequenter Mensch, es zu tadeln, wenn Jemand
z. B. dem harten ohrfalternden fordern das weichere wohl
klingendere föderin vorziehet, wie ich allerdings gefunden
habe? Würde er nicht vollends wie ein Besessener schreien,
wenn Jemand einer überaus merklichen Neigung des Hoch-
deutschen Redegebrauches gemäß; für Kopf — Kopp, für
Klopfen — Kloppen, für Pfropf — Propp, für
Pflanze — Flanze, für nicht — nich, u. w. zu
schreiben ansinge? Und doch muß wohl etwas Aehnliches
ehedem ohne alles Geschrei Statt gefunden haben, weil wir
sonst sehr viele harte Töne der alten Sprache noch jetzt

aussprechen und schreiben müßten. Schreie nun der unsinnige Mensch nicht so schäflich, so ist Hundert gegen Eins zu wetten, daß in noch nicht hundert Jahren die abscheulichsten aller Lüne, wie z. B. pf ganz und gar aus unserer Sprache, zu ihrem sehr großen Gewinne, verbannt seyn würden. Wahrlich, es ist ein höchst erbauemenswürdiger Zuhörer, zu sehen, wie krampfhaft ein solcher Grammatiker oft das Elendeste, was er einmal in den Fäusten hat, umklammert, um es durchaus nicht fahren zu lassen, recht wie gewisse Christen, die sich lieber tott schlügen, als den Kopf abnehmen ließen. Das Schlimmste hierbei ist, daß so leicht eine gewisse phantasierende Sprachphilosophie, wie etwa die weiland Morizische, bei der Hand ist, die auch den abscheulichsten Abscheulichkeiten oft auf eine sehr täuschende Weise das Wort zu reden versteht.

Manche, wenn gleich nicht alle, ja nicht einmal die meisten alten Wörter und Wortformen, haben sowohl in Zusichtung der Bedeutung, als auch des Changes, offensbare Vorzüge vor den neuern. Wagt es nun jemand, vergleichen wieder herzustellen, so ist er immer in Gefahr, daß ihm irgend ein solcher grammatischer Ziegenbock entgegen mestert. Wir sagen jetzt von ~~A~~ hal in der Mehrheit die Thaler; ehemel, sagte man, unendlich wohl fliegender die Thale;

Man weißt es mir x und schreibe mir folgenden Worte von
Görlitz:

„In deinen Wonnehalek, Glyffum —
den alten Thaler die neuen Thaler unter! Der müßte
doch ein gutes Fell vor den Ohren haben; der diese jenen
vergleichen wollte. Gleichwohl habe ich gefunden, daß die
Thale statt der Thaler in Recensionen benedikt worden
sind. Sollte man darüber nicht ungebildig werden? Ist
denn das recht, ehr. Herren? —

Ich weiß freilich wohl, was ihr dagegen einwenden werdet. Ihr werdet sagen: Was dieser über jener Einzelheit,
oder was einige Wenige aufbringen, ist noch nicht Sprach-
gebräuchlich, und deswegen haben wir ein Recht, was dagegen
zu erheben. — Aber ich bitte euch, wie soll denn jemals
auch die vernünftigste und geschmackvollste Veränderung em-
por kommen, wenn ihr immer mit der erhobenen grammatischen
Keule bereit steht, sie tödt zu schlagen; sobald sie
sich nur blitzen läßt? Läßt sie doch ruhig ihr Werk verfaulen! Vielleicht findet sie Gnade vor den Augen und den Ohren
eines vernünftigen und geschmackvollen Sprachgebrauches. Ist
sie nicht Welch, angekommen zu werden, so wird sie bald
von selbst ganz unschädlich wieder verschwinden, ohne daß
es euren Keule bedarf; da hiagegen eure Keule so viel

Gutes zurückzahlt, daß man es mit einer Achtlosigkeit verdanken muß, wenn sich dennoch hier und da etwas durchscheicht. Was habt Ihr denn wohl für Vorstellungen von dem Erscheinhen des Sprachgebrauchs und seiner Veränderung? Einmal eben so felsame, als Adelung; wenn er bei Schriftsteller die vorzüglichsten Verdienste um die Sprache abhängt? Wenn dieses ist, so rufe ich, da ich doch einmal von meinem Ziele abgeschweift bin, noch ein Wort weiter hierüber eden. Adelung sagt in seinem Buche über den Styl, einem Werke, welches für die ästhetischen Gattungen des Worttags eben so großen Schaden, als für die logischen Vortheil zu richten im Stande ist, mit bürten Wörtern: „Die Verdienste des Schriftstellers um die Sprache bestehen weder im Erfinden noch Ausbilden; sondern bloß in einer größern Reinigkeit, und in einer sorgfältigeren Auswahl, als der flüchtige und schnell vorüber gehende Ausdruck in den meisten Fällen geflattet.“ Die Gründe, womit er diese Behauptung unterstutzt, scheinen sehr unzureichend zu seyn; und keinesweges das zu erweisen, was sie erweisen sollen. Er sagt: Sprache ist das gemeinschaftliche Eigenthum der ganzen Gesellschaft. Sie folgt dem jedemaligen Grunde des Geschmacks und der klaren Vorstellungskraft im Ganzen. Sich einzelne Mitglied der Gesellschaft muß

ſich also denkt ja das mal liegen. Daß man die feinen Sprachentwicklungen ausdrücken, wenn es anders verstanden, oder gern gehört, geen gelesen seyn will. Nun sind aber die Schriftsteller nur einzelne Mitglieder der Gesellschaft; also müssen sie sich dem jetzigen Zustande der Sprache gewäß ausdrücken. Sie dürfen also nicht schaffen und nicht ausbildung.

Was ließe sich nicht alles hiergegen sagen? Das, man nicht sein eigenes Landermelches Deutsch reden und schreiben dürfe, wenn man anders verstanden, und gern vernommen seyn will, das versteht sich von selbst. Aber gleichwohl liegt es am Tage, jede lebendige Sprache verändert sich von Jahr zu Jahr. Das wird schon nach manchem Jahrzehnt merlich; noch merklicher aber nach Jahrhunderten. Wie ganz anders ist unser heutiges Hochdeutsch, als das zu Luther's Zeiten! — Nun, wo sind denn diese Veränderungen hergekommen? Nach A. Vorstellungsaart hat sie den jedesmaligen Grad des Geschmacks und der Klaren Vorstellungsaart des ganzen Volkes hervor gebracht. Klein heißt denn das wohl etwas anders gesagt, als: Die gesamte Hochdeutsche Gesellschaft hat jede einzelne Veränderung einstimmig und aus voller Menge sich zugeschrieben. Welche Behauptung! — Die Sache verhält sich aber ungemein ganz anders. Eine jede Sprachveränderung muß

sich ursprünglich von einem einzelnen Menschen, dieser sei wer er wolle, herschreiben. Dieser Einzelne gibt gleichsam den Ton an. Hiernach aber kommt es, nicht etwa auf einen Grammatiker, sondern auf die klare Vorstellungskraft und den Geschmack des größten Theils der Gesellschaft an, zu entscheiden, ob ein solcher neuer Ton verständlich und behaglich sei, oder nicht. Im ersten Falle wird die Neuglichkeit ihr Glück machen, und geschwind durch das ganze Volk gangbar werden; in dem andern aber wird das Gegentheil erfolgen. Die einzelnen Urheber solcher Veränderungen, und das erste Entstehen dieser, werden freilich höchst selten bemerkt. Ehe man sich's versteht, sind sie da; sie sind gangbar durch das ganze Volk, nicht anders, als ob das ganze Volk einstimmig sie hervor gebracht hätte.

Dieses Entstehen der Sprachveränderungen dürfte Adelung wohl nicht im Stande sehn, abzulügen; allein er wird weiter sagen: Gut! Hierzu bedarf es aber nicht eben eines Schriftstellers. Dazu gehört nur ein Mann von einem solchen Grade der klaren Vorstellungskraft und des Geschmackes, der mit der Vorstellungskraft und dem Geschmacke der ganzen Nation im Gleichgewichte steht. Ein solcher hat eben so viel Recht, die Sprache zu bereichern und auszubilden, als der Schriftsteller. — Ich antworte: Was das

Recht betrifft, so bin ich vollkommen damit einverstanden. Hier ist aber nicht die Rede von dem Rechte, sondern davon, wie öfter, wie allgemeiner, wie mit glücklicherm Erfolge für Bereicherung und Ausbildung der Sprache wirken kann, und in der That auch wirkt. Da fällt nun, wie mir dacht, offenbar das Uebergewicht auf die Seite des Schriftstellers. Deut ein Mal wird billig voraus gesetzt, daß der gute Schriftsteller mehr Kenntniß und Geschmack habe, daß er seiner Sprache weit mächtiger sey, als der große Haufe der Uebrigen, selbst aus den oberen Volks-Classen. Er wird bei längerer Musie schärfer nachdenken und beurtheilen können, ob und wo die schon vorhandene Sprache mit ihren Ausdrücken und Wendungen hinreichend, oder ob und wo es nöthig sey, Veränderungen zu wagen. Wenn nun ein solcher endlich etwas Neues wagt, so wird das dem Genius der Sprache, und dem wahren Bedürfnisse weit angemessener seyn, als wenn eben dasselbe etwa ein Knderer im flüchtigen mündlichen Ausdrucke thut. Hierauf wird auch der denkende Kopf, der Mann von weiterm Ideen- und Empfindungskreise, wenn er schreibt, weit öfter als der Alltagsplauderer das Bedürfniß fühlen, die Sprache nach dem Inhalte seiner Gedanken und Empfindungen umzumodeln. Voraus gesetzt nun, daß er hierin als ein Mann von Ber-

Stand und Geschmack verfühet, daß er interessante Sachen schreibt, daß er bei dem Publicum beliebt ist, und also häufig durch die ganze Nation gelesen wird, so werden seine Veränderungen und Verbesserungen des Ausdrucks weit schneller und allgemeiner in den Gang kommen, werden viel dauerhafter seyn und bleiben, als wenn eben dieselben von einem Andern, der nicht Schriftsteller ist, im mündlichen Umgange angegeben würden. Wenn z. B. ein beliebter und häufig gelesener Dichter in einem guten Gedichte ein glückliches neues Wort, eine neue Form, eine neue Wendung gebraucht, wie weit geschwinder wird das Alles allgemein werden und sich der ganzen Sprache einverleiben, als wenn eben dasselbe etwa in den obren Volks-Clasen irgend einer Provinz, wo keine Schriftsteller sind, aufgetreten wäre! Wie viele Jahre könnten hingehen, ehe dergleichen nur in dieser Provinz, geschweige denn in den übrigen allgemein würde! — Man findet daher überall, daß eine Sprache nur alsdann erst recht erweitert, verfeinert und ausgebildet wird, wann recht viele Schriftwerke darin abgefaßt werden. Wäre seit Luther's Zeiten unsere Schriftstellerei in einen Stillstand gerathen, oder hätten alle Schriftsteller seit Luther's Zeiten Adelung's Theorie befolgt, hätten sie sich zur Einkleidung ihrer Gedanken der Sprache schlachterdings nicht

anders bedient, als etwa die oberen Volks-Classen in Ober-sachsen sie lieferten, hätten sie höchstens darunter nur ausge wählt, leinesweges aber neue Wörter, neue Wortformen, neue Verbindungskarten eingeführt, hätten sie also nicht in der That erfunden und ausgebildet, würde unsere Sprache alsdann wohl die Stufe ihrer gegenwärtigen Vollkommenheit ersteigen haben? Das könnte wohl nur ein Haberecht behaupten, mit welchem sich gar nicht vernünftig streiten ließe.

Also haben ganz unstreitig die Schriftsteller einen überaus großen, ja den größten Anteil an der Bereicherung und Ausbildung der Sprache. Nur müssen nicht immer harsch-süchtige Sprachmeister mit Neulen vor sie hintreten. Auch dürfen eben so wenig die Schriftsteller nach unumstrittener Willkür hierin verfahren; sondern sie müssen sich in ihren Ableistungen und Zusammensetzungen neuer Wörter, in ihren Verbindungskarten und Wendungen nach dem Genius der Sprache richten. Sie müssen das höchste Sprech- und Schreibgesetz, möglichst leichte und wohl gefällige Verständlichkeit, vor Augen haben. Wenn sie aber dieses beobachten, so brauchen sie bei irgend einer Neuerung gar nicht zu fragen: Hat schon irgendemand so gesprochen und geschrieben? Sondern sie fragen nur: Kann man dem Genius der Sprache gemäß so sagen? Ist es

nützlich, ist es nothwendig, sich so auszudrücken? Oder bleibt man lieber bei dem schou vorhandenen Gangbaren? — Nun, daß Ledermann von Verstand und Geschmack gleiches Recht hierin mit dem Schriftsteller habe, das wird kein vernünftiger und billiger Mensch läugnen. Daß aber der allgemein beliebte und gelesene Schriftsteller von Verstand und Geschmack weit öfter Gelegenheit habe, dieses mit glücklicherm Erfolge zu thun, das ist wohl eben so unläugbar. Es geschieht so auch wirklich. Wohl gerathene Neuerungen der Schriftsteller machen in kurzer Zeit ihr Glück, trotz allem anfänglichen Geschrei pedantischer Sprachmeister. Es würde aber noch besser gehen, wenn nicht so viel geschrneen würde.

Besser? Ha, auch in vielen Stücken noch schlechter! Kann man mir einwerfen. Ja, wenn jeder Schriftsteller so viel Verstand und Geschmack hätte, als er zu haben sich einbildet, so möchte man sie nur schalten und walten lassen. Da aber Superflugheit und Verbesserungskiel oft zu den tollsten Einfällen verleiten, so müssen Sprach-Fiscäle vorhanden seyn, deren Anklagen dem besorglichen Unwesen steuern.

Kritische Anmerkungen zu einigen Gedichten *).

1. Des Schäfers Liebeswerbung.

(I. Theil, 212. Seite.)

Alte Leseart. Komm, biss mein Liebchen, biss mein Weib!
Neue L. Komm, sey mein Liebchen, sey mein Weib!

Wozu hier die veraltete Form? Wird das mindeste dadurch gewonnen? Ich sehe nichts. Für nichts und wieder nichts veraltete Ausdrücke hervor holen, ist und bleibt immer ein Fehler.

A. L. Rund um die Herden weiden sehn.

N. L. Die Herden um uns weiden sehn. *).

In der Verbesserung hat der Vers mehr logische Vollständigkeit und Klarheit. In der alten Leseart fehlte rund um uns her. Der neue Vers hat auch einen leichtern Gang.

*) Aus der Handschrift.

**) Nach der ersten Veränderung:

Umher die Herden weiden sehn.

Der Sylbenzwang in r u n d, das lang seyß sollte, und
kurz gebraucht worden, ist vermieden.

A. E. Den Balsam blühender Natur.

M. E. Den Duft der blühenden Natur.

Vom Balsam, als einer Flüssigkeit, kann man ohne
nähere Bestimmung nicht sagen, daß man ihn atmē. Man
könnte dies nur von seinem Duft sagen. — Blühender
Natur heißt einer blühenden Natur. Man sieht, daß hier
der bestimmte Artikel stehen mußte.

X. E. Ist Liebchen müde,bett' ich's gleich,
Auf Moos und Thymianchen weich.

M. E. Ichbett' es, kommt ein Schlaf ihm an,
Auf weiches Moos und Thymian.

Das Thymianchen hatte etwas Läppisches. Der
ganze Van der beiden Verse trug das Gepräge kindischer
Unvollkommenheit.

Die beiden folgenden Strophen:

Ein Wamms, verbräm̄t mit Schwanenfell,
Mit Knöpfen von Krystallen hell,
Ein Röckchen weiß, aus zarter Woll',
Aus Lämmchenwoll' es tragen soll.

Und hüpfen soll's in Gaffian,
Mit goldenen Spänglein auf dem Spann,

Und weißen Strümpfchen^{*)} , fein gestrickt,
Mit Blumenzwickeln ausgeschmückt.

traf eben derselbe Vorwurf. Der ganze Apparat darin ge hört, däucht mir, nicht in die poetische Schäferwelt. Es blieben daher wohl besser weg.

2. Gedicht.

(I. Theil, 223. Seite.)

A. E. Nach der letzten Dehlung soll
Hesen noch mich färben.

M. E. Mit mir soll der letzte Ness
In der Gruft verderben.

Man sieht, daß ich diejenigen nicht habe ärgern wollen, denen die letzte Dehlung etwas Heiliges ist.

Der Ruthwille des Künstlers hat zwar hier nicht sowohl mit dem Pinsel, als mit dem Finger gemahlt. Allein wenn man auch mit dem Finger mahlt, so muß man ihn

^{*)} Oder nach einer handschriftlichen, gleichfalls verworfenen Lesart:

Und hüpfen soll's in Gafflan,
Mit goldnen Spänglein, angethan
Mit weißen Strümpfchen, —

wenigstens in Farben, nicht aber in gemeinen Straßenkoth tauchen! Die alte Leseart:

Wer gut schmiert, der fährt auch gut,
ist, braucht mir, ein solcher Kleids gemeinen widrigen Stra-
ßenkoth. Daher lieber:

Nimmer fehle Speis und Traut.

Die gefüllte Wampe, u. w. könnte man vielleicht
auch dafür halten. Mein sie lässt sich nicht flüglich weg-
schaffen, ohne mehr zu verderben, als zu verbessern.

3. Liebeszauber.

(1. Theil, 226. Seite.)

Ist eines meiner wahrsten und besten Lieder, im Leben-
digsten Tone. In keinem andern herrscht so viel Darstellungs-
kraft. Einer, der sich auf Ton nicht versteht, möchte mir
das Mädel (statt Mädchen oder Dirnchen,) tadeln.
Er ist nicht des Anhörens werth. Denn er ist ein Schul-
fuchs, der bloß Worte sieht, aber nicht fühlt.

X. L. Gib mir Rebe, wann ich frage!

M. L. Gib Bescheid auf meine Frage!

Die neue Leseart hat mehr Leichtigkeit, Ungezwungenheit

und Klarheit. Die alte ist ohne Roth etwas fremd und sonderbar.

A. E. Wang' und Mund sind süße Feigen;

Ach! vom Busen las' mich schwelgen!

Die Feigen qualifizieren sich nicht ganz zu einem edels poetischen Bilde; und die Erwähnung des Busens auf diese Art hat etwas zu Uppiges, das fast über die sittliche Delicatesse hinüber schweift. Richtig, vom Tone des Ganzen angemessener ist die

M. E. Stern und Rädchen, Mund und Wangen *)

Dürfen wohl ihr Lob verlangen:

A. E. Wer wird dich allein nur krönen?

M. E. Wer wird dich vor Allen krönen?

Vor Aulen ist richtiger in Beziehung auf die Schönen unter welchen eine Kaiserinn gekrönt werden soll.

A. E. Viel fehlt noch zur Kaiserinn!

M. E. Viel noch fehlt zur Kaiserinn!

Zur der neuenweiseart ist die Quantität richtiger. Fehlt durfte nicht kurz, und noch nicht lang seyn.

A. E. Dich auf Schönheit raus zu fôbern.

M. E. Dich vor's Weltgericht zu fôbern.

*) Ober, nach einer wieder verworfenen Leseart:
Dieser Mund und diese Wangen.

Der Ausdruck, auf Schönheit heraus födern, ist zwar schon gemeine, aber doch wohl noch nicht unechte Sprechart. Die Verstümmelung des 'raus für heraus' aber scheint ihn doch über die Grenzlinie des Edeln hinüber zu reissen. Der neue Vers hat bei eben der Popularität dennoch Kennheit und Würde.

A. E. Aber, Liebchen, lass es 'mal
Hunderttausend Schönen wagen.'

R. E. Aber, Liebchen, lass einmal,
Lass es Hunderttausend wagen.

Der neue Ausdruck ist grammatisch richtiger, edler, und wegen der Wiederholung des Lass lebendiger. Die Schöner konnte der Verstand hier füglich entbehren.

4. Männerkenschheit.

(I. Theil, 228. Seite.)

A. E. Wer nie in schnöder Wollust Schoß
Die Fülle der Gesundheit goss,

R. E. Wem Wollust nie den Nacken bog,
Und der Gesundheit Mark entsog.

Nicht zu gedenken, daß die Reime Schoß und goss so unrichtig und mißlingend waren, als möglich, so hätte den

Kritikern, die Manches ohne alle Roth- und delicate gefunden haben, wohl die Unfeinheit der Nebenideen auffallen sollen, welche das Gießen der Gülle der Gesundheit in den Schooß der Wollust nothwendig erwecken muß.

A. 2. Sie blühn und duften um ihn her.

R. 2. Sie blühn gesund und schön umher.

Sich bei dem Blühen der Blumen auch noch ihr Duft mit vorzustellen, ist zwar sehr natürlich, und hat nichts Unstößiges. Allein wenn man von dem tropischen Gegenstande wieder auf den eigentlichen, nämlich die Kinder, hingegleitet, so möchten die duftenden Kinder eine Nebenidee erwecken, die Alles verdirt.

5. Molly's Werth.

(II. Theil., 17. Seite.)

A. 2. Und hätte große Haufen,
Die sollten mich nicht reuen.

R. 2. Mir sollten große Haufen
Für sie wie Kiesel seyn *).

* Nach der ersten Veränderung:
Für sie zu groß nicht seyn.

Die neue Leseart hat mehr Energie im Gedanken, mehr Leichtigkeit im Ausdruck, mehr Richtigkeit im Reim.

A. E. Zwar wühlt sich's hübsch im Golde;
Wohl dem, der wählen kann.

R. E. Man röhnt wohl viel vom Golde *),
Was ich nicht läugnen kann.

Der alten Leseart fehlte es an dem gehörigen Adel in der Gesinnung so wohl, als im Ausdruck. Sie fiel fast in's Schuttische. Die neue hat mehr Anstand und Würde.

A. E. Was hätt' ich Frohes dran?

R. E. Wie hätt' ich Lust daran?

Die alte Leseart klang etwas seltsam. Die neue ist natürlicher, mithin, glaub' ich, auch gefälliger.

A. E. Ja, wenn ich der Regente
Von ganz Europa wär',
Und Molly kaufen könnte,
So gäb' ich Alles her **).

*) Vorher:

Zwar röhnt man viel vom Golde,

**) Nach der ersten Veränderung:

Und sie erkaufen könnte,

- Ich gäb' Europa her.

R. 2. Ja, wenn ich Allgebieter
Von ganz Europa wär',
Ich gäb Europens Güter
Für sie mit Freuden her *)).

Die alte Leseart war gemein, matt. Regente sagen die gemeinen Leute für Regent! Gedanke und Ausdruck von Molly kaufen war ja schon da gewesen. So gäb' ich Alles her, man kann sich nicht matter und gemeiner ausdrücken.

Alle diese Vorwürfe treffen die neue Leseart nicht, wie wohl ich wünschte, daß der Reim in Gebieter und Güter reiner seyn möchte. Er gehört indessen unter die verzeihlichen Reime.

X. 2. Vor Städten Schlössern, Thronen,
Und mancher fetten Flur,
Wählt' ich mit ihr zu wohnen,
Ein Gartenhüttchen nur.

Die Thronen hatte der Reim herbei gezogen. Das Wort Thronen stimmt freilich zum Wort wohnen; aber die

*) Nach der ersten Leseart:

Ja, wenn ich auch Gebieter
Von ganz Europa wär',
Ich gäbe wohl die Güter,
Von ganz Europa her.

Begriffe passen nicht zusammen. Wahl bewohnt die Thronen nicht. In wählt ich ist auch ein Olybenzwang.

N. 2. Bedingte nur dies Eine

Für sie und mich noch aus:

Im kleinsten Fruchtbaumhaine

Das kleinste Gärtnerhaus *).

So hat der Gedanke mehr Richtigkeit, Klarheit. Das Bild in den beiden letzten Versen hat Unmuth. Und der Ausdruck hat Leichtigkeit und Wohlklang.

6. An die kalten Bernünftler.

(II. Theil, 18. Seite.)

Const hieß es an die Menschen gesichter **). Einige Kunstrichter, die mehr den Buchstaben, als den Geist anzusehen verstehen, hatten diesen Ausdruck in Anspruch genommen. Da ich, ohne sonderlich den Geist aufzuopfern, den Ausdruck ändern könnte, so dachte ich, du willst ihnen

*) Suerst:

Bedingte mir nur Eines

Für sie und mich noch aus,

Ein Gärtchen und ein kleines

Bequemes Gartenhaus.

**) Nachher ist auch Siebever nauf sie auf der Wahl gewesen.

VI.

13

zu Willen seyn. Und so muß man gegen die Urmündigen und Schwachen immer verfahren. Viele geschmackvolle Männer und Weiber fanden in den Menschengesichtern nichts Anstoßiges, sondern fanden den Ausdruck dem verachtenden Unwillen sehr angemessen. Aber was hilft das Alles gegen die ästhetischen Buchstabenmänner! Sollten gedachte Männer außer jenem Ausdruck das ganze Lied haben verworfen wollen, so muß ich ihnen sagen, daß ich, wie viele Andere, dasselbe für gut halte. Und Auctorität gegen Auctorität gerechnet, ist die meinige wohl wenigstens eben so viel werth, als die ihrige. Ein Dichter, der mehrere gute Lieder hervorgebracht hat, kann dazu unmöglich, wie die blinde Laube zur Erbse, durch ein glückliches Ungefähr gekommen seyn. Er muß einen guten Griff haben, ein gutes Lied sowohl hervorzubringen, als zu beurtheilen. So lange sich die Herren Anonymi nicht auf ähnliche Art legitimiren, so lange gilt meine Auctorität wohl gar noch etwas mehr, als die ihrige. Interesse und Eigenliebe können mich nicht verblassen, und mein Urtheil verschärfen. Denn nicht etwa eins, sondern zehn und zwanzig meiner Lieder aufzugeben, wenn sie wirklich nichts werth sind, ist mir wahrlich ein sehr Geringes. Ich behalte immer noch so viel übrig, um nicht mit Ungehören vor Welt und Nachwelt zu erscheinen. Ich nehme mich also

des Liedes nicht um meinet- sondern um seinetwillen an, weil es gut ist, und wenn es auch ein Chineser gemacht hätte. Man wird diesen Ton vielleicht keck und anmaßend finden; allein ich will nan keck und anmaßend seyn. Und warum sollte ich's nicht gegen Solche seyn, die es gegen mich sind, und mit welchen ich wohl noch fertig zu werden hoffe?

7. Das Blümchen Wunderbold. (II. Theil, 137. Seite.)

X. 2. Auf steifem Hals ein Strozerhaupt,
Des Wangen hoch sich blähn,
Des Nase nur nach Aether schnaubt,
Läßt doch gewiß nicht schön.

X. 2. Auf steifem Hals ein Strozerhaupt,
Das über alle Höhn
Weit, weit hinaus zu ragen glaubt *),
Läßt doch gewiß nicht schön.

Diese Veränderungen hat Herr Grachus, der vom Auf-ruht sprach, veranlaßt. Denn er sagt in der berüchtigten Recension: Der unschödlche Ausdruck, die Nase schnaubt nach Aether, und ein unechter Reim, blähn und schön, verunstalten den leichten und schönen Gang dieses Liedes. Worin das Unschödlche, d. i. das Unzutreffende des Ausdrucks, die Nase schnaubt nach Aether, bestehet, vermag ich

*) Nach der ersten Veränderung:
Gar weit hinaus zu reichen glaubt.

zwar nicht ganz einzusehen. Ich dächte, es verstände sich sehr leicht, daß eine Nase, die nach Nether schnaubt, nichts anders, als eine Nase ist, die, wie das Sprichwort sagt, so hoch getragen wird, daß ihr die gewöhnliche Luft zu schlecht ist, daß sie nur lauter Nether in sich ziehen will. Nun sollte ich denken, man könnte eben so gut sagen, nach Nether schnauben, als nach Nache schnauben. In Ansehung des Reimes hat Herr Gracchus Recht; zwar nicht so sehr Recht, daß sich nichts mehr dagegen sagen ließe. Er ist freilich nicht ganz rein; aber doch nicht unreiner, als die Reime in i und ü, in ei und eu, u. w., die sich unsere correctesten Dichter gestatten, und wegen des großen Reimmangels in unserer Sprache gestatten müssen. Der Declamator wird daher dem Dichter in solchen Fällen zu Hülfe kommen müssen, und durch Senkung des einen und Erhebung des andern die Töne in gleiche Horizontal-Fläche zu bringen suchen müssen, und dieß geht, wenn man nicht aus Chicane grimassirt, sehr gut an. Der Declamator wird also das blähn nicht mit weit aufgerissenem Munde heraus blähen, so wenig als das schön mit ganz zirkelrundem Munde heraus blöken. Indessen gegen einen Dichter, der es hoffentlich gezeigt hat, wie hoch er auf Richtigkeit und Wohlklang des Reimes, wie der Versification, vielleicht geflissentlich hält, als irgend ein anderer, und der sich nicht zu viel anmaßt, wenn er im diesem Stütze ziemlich unter den Ersten unseres Vaterlandes mit zu stehen glaubt, gegen einen solchen Dichter soll Herr Schiller ganz Recht haben. Wo dergleichen sogar verzeihliche Flecken nur eini-

ger Maßen, ohne etwas zu verderben, haben weggeschafft werden können, da ist es sehr gern geschehen.

Wenn übrigens dieses Lied sonst nur, wie Herr Schiller selbst eingestehen muß, lieblich gesungen ist, so wollen wir es gut seyn lassen, daß ein Zauberblümchen an der Brust kein ganz würdiges und eben auch nicht sehr geistreiches Symbol der Bescheidenheit, daß es, frei heraus gesagt, Tändelei ist. Es ist also kein würdiges, aber doch ein liebliches, kein geistreiches, aber doch ein liebliches Symbol, zwar eine Tändelei, aber doch eine liebliche Tändelei. Mir fällt die bekannte Schnurre dabei ein: Garstig, Herr Gevatter, grundhäßlich, aber doch — angenehm. —

Übrigens glaubte der Dichter bemerkt zu haben, daß die Bescheidenheit, die sich fast mehr, als irgend eine andere Gemüthsstugend im Neuerlichen und Körperlichen offenbart, ihren Besitzern nicht selten auch eine sanfte und gefällige Stimme, sanftere und leichtere Bewegungen des Körpers, mithin auch einen sanftern und leichtern Auftritt im Gange verleihe. Erfaß das auch in der Wirklichkeit unter zehn Malen nur Ein Mal zu, so würde es den Dichter schon berechtigen, diese Körperlichen Neuerungen zu Symbolen der Bescheidenheit zu machen, da, wenn sie es auch in der Wirklichkeit nirgends wären, sie sich doch so trefflich dazu schicken würden. Ein fremder Mann, der sich mir schon von weiten, wenn er in mein Haus tritt, und bei meinen Domestiken nach mir fragt, durch sein Geschrei ankündigt, hernach mit einem dragonermäßigen Gange zur Treppe heraus stürmet, laut an meine Thür klopft,

Kann ein wackerer, bescheidener Mann seyn, ehe er sich aber nicht auf andere Weise als solcher legitimirt hat, werde ich wahrlich nicht geneigt seyn, ihn dafür zu halten. Diese Bemerkung, dächte ich, hätte man wohl kaum dem Pharisäischen bestreiten sollen, geschweige denn dem Dichter, der das Recht hat, das bloß Mögliche und Wahrscheinliche zu seinem Zwecke in ein Wirkliches zu verwandeln. Der Dichter suchte sie in diesen vier Zeilen auszudrücken:

Es (nämlich das Blümchen Wunderhold, Bescheidenheit,)theilt der Flöte weichen Klang

Des Schreibers Kehle mit,

Und wandelt in Gephyrengang
Des Stürmers Voltertritt.

Herr Schiller sagt: Der Bescheidenheit geschieht damit zu viel Ehre. Ich will doch nimmermehr hoffen, Herr Schiller habe geglaubt, ich wolle so viel sagen, als ob die Bescheidenheit ihre Besitzer zu guten Sängern oder Tänzern mache? Aus der unüberlegtesten aller Kritiken möchte ich das beinahe argwöhnen. Gesezt aber auch, der Dichter hätte so etwas Abenteuerliches von seiner Bescheidenheit behauptet, so wäre das doch immer noch wahre Kleinigkeit gegen die kosmischen Wunderthaten, die er seine Freude, die doch gegen die Bescheidenheit nur eine moralische Untergöttinn ist, verrichten lässt.

Sonnen lockt sie aus den Räumen,

Die des Sehers Rohr nicht kennt.

Wahrlich nicht minder ungeheuer wäre es gewesen, wenn er der Freude, wie die Nabinen der Gottheit, u. w.

A n h a n g.

Varianten-Sammlung
zu den Gedichten.

Varianten-Sammlung zu den Gedichten.

Vor erinnerung.

Das Publicum erhält hier eine Sammlung aller Varianten, die Bürger in dem Exemplare der Ausgabe seiner Gedichte vom Jahre 1789, das er zum Behufe einer neuen mit Verbesserungen und Zusätzen versah, hinterlassen hatte und also die Bürgerische Handschrift selbst. Es sind nicht nur solche ungedruckte Lesearten, über welche der Verfasser selbst noch nicht entschieden hatte, unter denen also noch die Wahl blieb, sondern auch alle diejenigen, die von ihm schon wieder völlig verworfen waren, sorgfältig und genau angeführt. Diese sind durch größere Schrift ausgezeichnet. Es sind über dies auch die bereits gedruckten Lesearten aus der Auflage der Gedichte vom Jahre 1789, die zwar durch neue ersetzt, aber doch noch nicht, (vielleicht oft nur aus Unachtsamkeit nicht) durchstrichen waren, aufgezogen. Diesen steht zur Unterscheidung die Zahl 1789 voran. Uebrigens liegt der neueste Ab-

druck der Gedichte bei Angabe der Abweichungen überall zum Grunde.

Ein Theil der Varianten ist auch schon in der Rechenschaft über die Veränderungen in der Nachfeier der Venus, und in den kritischen Anmerkungen zu einigen Gedichten, welche man in dem gegenwärtigen Bande gelesen hat, angegeben, die also hier nicht zu wiederholen sind.

Die Nachtfeier der Venus.

(1. Thell, 3. Seite.)

I. Vorgesang.

Der Rehrreim.

(Nachtrag zu den oben, 138. Seite, angeführten Varianten).

Zeile 1. Morgen liebe sich und paare,
Was noch nimmer liebte, sich!
Was schon lichte lange Jahre,
Lieb' und paar' auch morgen sich!

Morgen liebe, morgen paare
Neue Lieb' und Liebe sich!
Lieb' und Liebe langer Jahre
Lieb' und paare morgen sich!

Morgen liebe, morgen paare
Junge Lust und Liebe sich!
Lust und Liebe langer Jahre
Lieb' und paare morgen sich!

Morgen liebe, morgen paare
Neu geborene Liebe sich!
Auch die Liebe langer Jahre
Lieb' und paare morgen sich!

Morgen rege, morgen paare
 Junge Lust und Liebe sich!
 Lust und Liebe langer Jahre
 Reg' und paare morgen sich!
 Reg' und paar' auch morgen sich!

Morgen müsse junge Liebe
 Sich der jungen Liebe weih'n!
 Auch die Kraft bejahrter Triebe
 Müsse morgen sich erneun!

Morgen Liebe, morgen gatte,
 Was noch nimmer liebte, sich!
 Was sich längst geliebet hatte,
 Lieb' und gatte morgen sich!

Morgen fühle Lust und Liebe,
 Was von Liebe nie gewußt!
 Was gewußt schon hat von Liebe,
 Fühle morgen Lieb' und Lust!

Morgen fühle Lust und Liebe
 Jede liebelerre Brust!
 Und auch jede Brust voll Triebe,
 Fühle morgen Lieb' und Lust!

3. a. Wie der Liebe Lust erfor!
 Was der Liebe je sich freute,
 Liebe morgen, wie zuvor!

Deine Lust, o Liebe, froh!
 Was, o Liebe, dein sich freute,
 Liebe sich auch morgen froh!

3. 1. Morgen liebe, was sich heute
 Keiner Liebe noch gefreut!
 { Was der Liebe längst sich freute,
 { Was sich längst der Liebe freute,
 Liebe morgen noch, wie heut!

I. Abschn. S. 3. Seht, wie von den Phantasieen
 • Süßer (hoher) Lust u. w.

Ah, (Seht,) wie süß den Phantasieen

3. 5. Golden über Thal und Höhen,
 Blau und golden schwebet er.
 Seine Lebensboten wehen
 Wohlgefühle vor ihm her.

3. 8. Seine Boten vor ihm her.

II. 2. 3. Seines Lebens Nektar sparet
 Alles auf die Wirkenzzeit.
 Ihres Nektars Gauel} sparet
 Ihre Nektarschale }

3. 6. Und in Wassern Leben liegt,

3. 8. Doch zu Liebe und Lust erregt
 Zur Urmarmung aufgeragt.

Tief im Innern aufgeragt.

B. 9. Wann die Knospe blüht und } schattet,
 Wann die offne Knospe
 Füllt nur Brautgesang das Ohr.
 Was da lebet das begattet
 Sich im Duft } der Primelstor.
 Um die Zeit , }

Gelbst die Liebe, die erkaltet,
 Die erstorben war, entglüht,
 Wann die Knospe sich entfaltet,
 Liebe nur und Liebe waltet,
 Wann die junge Primel blüht.

Gelbst der Busen, der erkaltet,
 Der erstorben schien, entglüht,
 Was am Herzen fast erkaltet,
 Fast erstorben war, entglüht,

III. II. B. 1. Heller, gold- und rosenröther

B. 5. Da sie von dem hohen Gatten

B. 7. Und des ersten Haines Schatten

IV. II. B. 1. Zur Erhöhung jener Scene

Zur Vollendung jener Scene

B. 3. Venus Anadyomene

Ihre tausend Meile tog.

II. Weihgesang.

I. A. 3. 5. Morgen ziehen thre Lauben,
 Sie herab in unsern Hain,
 Und zum Tanz in Myrtenlauben
 Lader sie uns morgen ein;

3. 6. Her in unsern Myrtenhain;
 Und sie lader unter Lauben
 Uns zu Feiertänzen ein.

Prangend her in unsern Hain;
 Und die höchste seiner Lauben
 Wird ihr Feiertempel seyn.

3. 9. Vom erhabnen } Throne blinket
 Gott vom hohen }
 Gott } ihr goldner Richterstab,
 Uns } Und ihr holdes Auge winter
 Gütevolles Recht herab.

3. 10. Und erhebt den Richterstab.

II. A. 3. 2. Froh vollbringt ihr Machtgebot!
 Flora soll ihn überweben
 Golden, blau und purpurroth.
 Spend', o Flora, jede Blume,
 Die in Feld und Garten lächelt,
 Spende zu der Golden Ruhme

III. 2. S. 1. Wenn Aphrodite'n waltet:

Gannet den Grazien ihr Sohn,

Festlich, Hand in Hand gesattet,

Rahn wir uns dem Göttertheon.

3. 9. Alle sind herbei gerufen,

Vor der Göttinn Angesicht,

Mit zu sijen auf den Stufen,

Zu dem hohen } Throngericht.

Zum erhabnen } Zum erhabnen

IV. 2. S. 1. Schon durchwallt die lauten Hallen

Schwesterlich der } Nymphen Schaar.
Früh erwachter }

Amor flattert mit; und (doch) Keine

Sager heute vor Gefahr. —

Ahndet heut von ihm Gefahr. —

Kraut der nahen Herzgefahr. —

3. 2. Tanzend alle Nymphen fehn!

3. 6. Wist ihr nicht, was ihm geschah,

Dass er heut die } Waffen strecke?

Dass er seine }

Seht doch, wehrlos (fiedlich)! geht es da' —

Merkt ihr nicht, was Amor that?

Dass er Wehr und Waffen strecke,

Dass er fiedlich zu euch trat?

3. 9. Aphrodite's Festgespeze

Wollen, das sein Bogen heut

Keiner Nymphē Brust verleze,
 Wann sie noch so nah sich beut'. —
 'Das ihr nicht zu kühn euch brüstet,
 Gute Nymphen, warn' ich doch:
 Selbst (Auch) (Seht), den Waffenlosen rüstet
 'Er gehorcht dem Festgesetze:
 Strenge ward es ihm versagt,
 Eine Nymphē zu verlehen,
 Die sich heute näher wagt'. —
 Euch, die ihr zu kühn euch brüstet,
 Euch, o Nymphen, warn' ich doch.
 'Er gehorcht dem Festgesetze,
 Welches streng' ihm untersagt,
 Dass er eine Brust verlehe,
 Wenn sie noch so nah sich wagt.' —
 'Euch, die ihr zu kühn euch brüstet,
 Euch, o Nymphen, warn' ich doch.
 Auch u. w.
 'Er gehorcht dem Festgesetze:
 Dass sein Bogen unverkagt
 Keiner Nymphē Brust verleze,
 Die sich heut ihm näher wagt.' —

3. 11. Dass er keine Brust verleze,
 Die sich ihm entgegen beut'. —
 Aber, was zu kühn sich brüstet,
 { Das, o Nymphen, warn' ich doch.
 { Hüte sich vor Amer'n doch.

3. 12. Welches hier ihm Blöge heut.

Aber Alles, was sich brästet,

Warnen wir, o Nymphen, doch.

V. 2. 3. 2. Gehre, Leusche Della,

3. 5. Morgen, Jägerinn, bestecke

Nicht den Busch mit Blut und Word!

Deines Hornes Drohung schrecke

Keinen Hainbewohner fort!

3. 13. Welche mit Aurora's Scheine!

3. 15. Walte morgen hier im Haine!

Walte dann allein im Haine!

VI. 2. 3. 1. Zu dem Fest, das wir begonnen,

Lüde sie auch dich mit ein,

Bliebt es dir nur, unsren Bonnen,

Keine Jungfrau, dich zu wehn.

Dich auch, statt ihr Fest zu melden,

Wäte sie, ihr Gast zu seyn,

Bliebt es dir nur, unsren Freuden,

Keine Jungfrau; dich zu wehn.

3. 3. Bliebt es dir nur, } unsren Scherzen,

Bliebte die es, }

Bliebt es dir, der Liebe Scherzen,

3. 5. Freut' es (dich) nur, von (muintern) Jubel-

Chören,

Freut' es dich, drei Nächte lang;

3. 6. Drei vergnügte Nächte lang

E. 10. Uns um rasche Nymphen drehn,
Und zu Paaren unter Zweigen.

3. 13. Auch der Held, der fern am Indus
Vom bezähmten Pardel stritt,
Ceres, und der Gott vom Pindus
Festen unsre Nächte mit.

Auch (Sieh,) den Helden, u. w.

3. 16. Lied die holde Göttin mit.

III. Lobgesang.

I. A. 3. 9. Sie belebt das Allverlangen
Nähret ewig das Verlangen
Ewig nähert das Verlangen
Zener wunderbaren Kraft,
Die durch Zeugen und Empfangen

II. A. 3. 1. Wie mit Diamant und Perle...
Schmückt sie bräutlich unsre Welt,
Siert mit Blüthen Lind' } und Erle
Sie versilbert Welt' } und Erle
Und mit Blumen } Wies und Feld.
Sie vergoldet } Wies und Feld.
Wie mit Diamantgeschmelde
Siert sie bräutlich unsre Welt,

**Streuet Blüthen auf die Heide,
Blumen über Wies' und Feld.**

Wie die Braut zu Hymen's Feste
Schmückt sie köstlich die Natur,
 { Hestet an des Baumes Aeste
 { Diamantstrauß und Perlenschnur
 { Sie verließ den Schmuck der Aeste,
 { Sie Juwel' und Perle nur.

Wie die Braut zu Hymen's Feste
Schmückt sie reich die Lenznatur.

Bräutlich, wie zu Hymen's Feste,
Schmückt sie Garten, Haßp' und Flur.
Wechseld ziert des Baumes Aeste
Perlen- und Rubinenschmut.

Wie die Braut zu Hymen's Feste

B. 5. Thal und Hügel heißt die Milde
Reich in Gold und Silber blühn;
Doch das Lein- und Mohngefilde
In Azur und Purpur glüht.

B. 10. Sie Marziff' und Amaranth;

Sie der Tups'e Prunkgewand;
Doch am lieblichsten gestaltet

B. 15. Ichor ihrer Dornenwunde
Rüther' einst dein Silberblatt;

Wie verdanken's ihrem Munde,
 Daß gewürzt sein Hauch dich hat.
 War's nicht Hauch aus ihrem Munde,
 Was dich so durchwürzet hat?

Sanft an ihrer Dornenwunde
 Nöthet' einst dein Silber sich.
 Hauch aus Aphrodite's Munde,
 Hölde Blume, würzte dich.

An der Göttin Dornenwunde
 Färbe sanft dein Silber sich.
 Hauch aus ihrem (Cypis) süßen Munde,
 Hölde Blume, würzte dich.

Ihr zarten Dornenwunde
 Dankest du dein sanftes Roth;
 Ihre zarte } Dornenwunde
 Ihres Fingers }
 Tuschte (Färbe) sanft dein Silber roth.
 Hauch aus ihrem sühem Munde
 War zu deinem Dufte noth.
 War dich süß zu würzen noth,
 War zu Wohlgeruch dir noth.
 War zu deiner Würze noth.

III. 2. 3. Segaend waltet im Gefilde,
 Segnend waltet Lieb' im Hain.
 Allem, was nur im Gefilde,
 Was nur Odem zieht im Hain,

B. 6. Und es läßt der Mutter schoß
Ohne Schmerz im Myrten schatten
Aphrodites Gegen los.

B. 12. Einst den schönen Sohn gebar,

IV. II. B. 1. Sie entzünd' Anchises Laren
Ilion'sVertilgungsgluth,
Und des Oceans Gefahren,
Aufgeregt von Junon's Wut.

B. 2. Als sie Trojens Gluth umfing;

B. 4. Was der Flammene Stimm entging.

Was der Flammennoth (Flamme nacht)
entging.

B. 5. Sie verlieh dem biedern Sohne
Neues Glück durch Weib und Land.

B. 16. Sproßten all' aus ihr empor.

V. II. B. 1. Schall' o Maigesang, erschalle;
Schalle, Cypris Hochgesang!

B. 9. Lärmend ruft ihr das Gefieder.
Von dem Weiher Dank empor;

Lärmend rufet das Gefieder

B. 11. Und die Sänger edler Nieder

Singen Wohlaut ihr in's Ohr.

3. 14. Tief aus Pappelweiden drein;

Tief im stillen Pappelhain.

3. 15. Liebe flötet ihre Kehle;

VI. 2. 3. 7. So entfielen mir die Kränze,

3. 13. Wann daher im grünen Hage

Auf daher, so bald im Hage

3. 15. Werd', o Lied, bei Nacht, wie Tage,

Lust am Liebchen.

(1. Theil, 17. Seite.)

4. Strophe. 3. 1. Hui! singet er, wer macht aus Wind,

3. 3. Nur wehn, nichts weiter kann der Wind,

Adeline.

(1. Theil, 19. Seite.)

3. St. 3. 4. (1789). Ach! so himmlisch dunkle sie stets
Allen!

Dünkte sie doch so erhaben Allen;
 Dünkte sie so hehr doch immer Allen;

Huldigungslied.

(1. Theil, 21. Seite.)

2. St. 3. 1. (1789). Denn von einem hübschen
 17. St. 3. 1. (1789). Liebchen, röhret dich u. w.
 20. St. 3. 1. Leicht genüget es den Sinnen
 An des Reizes Tüncherei;
 Sie erforschen nicht, ob drinven
-

Das harte Mädchen.

(1. Theil, 27. Seite.)

1. St. 3. 2. (1789). Einst meine Tag' entschlüpfen,
 3. St. 3. 3. (1789). Und ob von mir ein Thränchen je
 10. St. 3. 4. (1789). Wagt mein u. w.
-

An die Hoffnung.

(1. Theil, 31. Seite.)

1. St. 3. 1. (1789). Wohlthätigste der Feen!

Du, mit dem weichen Sinn,

3. 5. (1789). Schön, wie die Morgenstunde,

Mit rosichtem Gesicht,

Und mit dem Purpurmunde,

Du Bild der Morgenstunde

- Mit Rosenengesicht,

Der (Du) Peitho mit dem Munde,

11. St. 3. 5. (1789). Dem Kummer hingegessen,

Brach mir bereits der Blick;

Du locktest mich in's Leben

Mit Schmeichelei zurück.

14. St. 3. 4. (1789). Dir aus dem Auge sieht;

15. St. 3. 6. (1789). Besieglet sie dich. —

Bacchus. (Sonst: Herr Bacchus).

(1. Theil, 38. Seite.)

1. St. 3. 1. { Herr Bacchus über dir, Apoll!

. { Gepréisen sey sein Name!

{ Hoch leb' und höher, als Apoll,

{ Herr Bacchus und sein Name!

Denn was gewinnt der Arme wo
Mit allem Lorbeerframe?

2. St. 3. 1. Um seinen stellen Petron

3. St. 3. 1. Sein ginsenloses Kapital

Streckt ganz in Kranz und Leiter.
Von dieser prahlt er manches Mal,
Sie sey entseßlich theuer.

4. St. 3. 1. Doch vorgt ihm auf das Lumpending
Kein Kluger einen Heller.

Wer lobt sich nicht ein Klingeling
Dafür in Bacchus Keller?

5. St. 3. 1. Und ob Apoll sich gleich voran
Mit seiner Dichtkunst blähet,
So ist doch Bacchus auch ein Mann,
Der seinen Vers versiehet.

6. St. 3. 1. Wie mag am waldigen Parnas

Sein Rammerton gefallen?
Hier sollte Bacchus Tuchhei bag
In Midas Ohren schallen.

7. St. 3. 1. Auf, lasst uns ihn für den Apoll
Zum Dichtergott erbitten!

Denn nimmer war ein Gott sowohl
Bei großen Herrn gesessen.

Apoll muß tief gebückt und krumm
In ihre Säle schleichen;

Niehn mit Bacchus gehn sie um,
Als wie mit ihres Gleichen.

Auf, Brüder, dankt Apoll'en ab!
Laßt uns dem Bacchus weihen!
Wir werden unter'm Thrysustab
Welt städticher gedelhen.

s. St. 3. 1. Vertilgt des Hindus Lorberhain,
Und pflanzt für Jung' und Lippe!
Das Heidelberg' Fass voll Wein
Sey unsre Aganippe!

Kieb' und Lob der Schönen. (Sonst: Der Liebesdichter.)

(1. Theil, 48. Seite.)

s. St. 3. 2. Der Liebe treulich weihen,
Und meinen leichten Volksgesang
Der Liebe Schmeicheleten.

: 3. 4. An gleichen Ton gewöhnen.

s. St. 3. 1. Denn wahrlich keines Lobes Ton,
Auch nicht der schönste, bringet
Dem Sänger einen süßern Lohn,
Als wenn er Liebe singet.

Denn mancher Künstler hat es schon.
Zu hoher Lust erprobet,
Nichts bringt ihm einen süßern Lohn,

4. St. 3. 1. Wohlkun, o Laute, werde dann
 Dem Liebchen, das gesellig
 Und freundlich ist, und danken kann,
 Durch Lied und Lob gefällig!

6. St. 3. 1. Erwerben werd' ich rechtes Gut
 An kleinen holden Pfändern;
 Und prangen wird mein Stab und Hut
 Mit Rosen und mit Wändern.

7. St. 3. 1. Bel'm Spiel, bel'm Tanz u. w.

8. St. 3. 1. Ich werde mit Gesang und Spiel
 Von einer Flur zur andern,
 Geliebt, geehrt bis an mein Ziel
 Im Dienst der Schönen wandern.

3. 3. Werd' ich mit meinem Lautenspiel,

Danklied.

(1. Thell, 54. Seite.)

9. St. 3. 3. (1789). Wer ist, der an dem Firmament

14. St. 3. 1. Das meines Geistes Auge hell
 Durchspähn die Dinge, leicht und schnell
 Wie nicht ein jeder Ebenmann,
 Auch ihr Gewirr entzücken kann;

3. 4. Vom Wahrein Falsches }
 Den Trug von Wahrheit } sondern kann;

Winterlied.

(1. Theil, 58. Seite.)

2 St. 3. 3. Ein Frühlingsbeet ist iht Gesicht,
Worauf nach Debe zieht.

3. St. 3. 1. Mein Ohr vermisst ohne Dual
Die Nachtigall im Hain,
Denn Lilla trillert u. w.

Dein Lied entbehrt' ich ohne Dual,
O Nachtigall im Hain.
Denn Molly u. w.

Was küninert mich der Lenz-Choral
Im Nachtlaggenhain?

4. St. 3. 1. Wann ihre Lippen mich begabt,
O Welch u. w.

Minnebold.

(1. Theil, 79. Seite.)

4. St. 3. 1. Kummer, nimmermehr hienieden,
Habt-ein Wohlgenuß so süß.
Nichts ist sittet mehr hienieden,
Was des Stammpaars Fall uns ließ.

5. St. 3. 2. (1789). Aller Freuden Fünftelsaft;

Die beiden Liebenden.

(1. Theil, 81. Seite.)

2. St. S. 3. (1789). Dagegen klingt viel rehender
Ein kurzer schäferlicher Wardie.

11. St. S. 7. (1789). Hinweg, aus aller Gotteswelt,

26. St. S. 1. (1789). Ein schlauer Blick u. w.

Gegenliebe.

(2. Theil, 126. Seite.)

1. St. S. 1. Wüßt' ich, wüßt' ich, daß du mich
Lieb und werth ein wenig hieltest,
Und von meiner Gunst für dich
Nur die leise Wärme fühltest;

Solches Mädelchen wenn du mich
Lieb und werth ein wenig hieltest,
Und von meiner Gunst für dich
Nur ein Hunderttheilchen fühltest;

2. St. S. 1. Wenn voll Achtsamkeit dein Dank
Meiner Liebe Gruß verayschte;
Und dein Mund aus Herzensdrang
Kuß um Kuß mit mir vertauschte:

3. St. S. 2. Ihr Entzücken nicht mehr fassen;
Gut und Nutz könnt' ich mit Euch

{ Dir zu Liebe strömen lassen.
 { Gut und Blut für dich verpassen.

S. 3. Gut und Blut für dich, mit Lust
 Könnt' ich Leib und Leben lassen.

Das neue Leben.

(1. Theil, 130. Seite.)

2. St. S. 1. Aus Elysium empor
 Steigen Wonnephantasien,
 Hell und klar vernimmt mein Ohr
 Seiner Höre Melodien.
 O wie süß erfüllt die Luft
 Seiner Blumen Balsamduft.

Trautel.

(1. Theil, 134. Seite.)

1. St. S. 8. (1789). Wohl Tag für Tag zwölf Stunden.

Ständchen.

(1. Theil, 139. Seite.)

1. St. S. 1. (1789). Trallyrum larum, höre mich!
 Trallyrum larum leyter!
 Trallyrum larum, das bin ich,
 Schön Liebchen, dein Getreuer!

Schleuß auf den hellen Sonnenschein,
In deinen zwei Guckäuglein!

Mit Eier und Leier grüß' ich dich;
Eib Acht auf Eier und Leier!
Des Grusses Leiermann bin ich.
Schön Liebchen, dein Getreuer!
Schleuß auf den hellen Sonnenschein
In deinen blauen Augenlein!

2. St. 3. 5. (1789). Nichts wachet mehr, was schlafen kann,
Als ich, und Uhr, und Wetterhahn.

Schon lange schließt es, Fuß und fest,
Was Lieb' und Sehnsucht schlafen lässt.

4. St. 3. 6. Mich meinem liebsten Liebchen zu?

5. St. Diese Stanze war zur gänzlichen Umänderung,
vielleicht zur völligen Verwerfung ausgezeichnet.

6. St. 3. 2. Gott möge dich bewahren! —

8. 4. Und wird kein Leid erfahren.

3. 6. (1789). In deinen zwei Guckäuglein!

Die Holde, die ich meine.

(1. Theil, 173. Seite.)

Const: Das Mädel, das ich meine. Eine andere
Handschrift hat durchaus Mädchen, statt
Mädel und Holde.

Der Liebestrante. (Const: Schwanenlied.)
(z. Theil, 176. Seite.)

1. St. 3. 6. Was Schöpes mir geblüht.

Ach, Liebchen, bis zum Sterben
Hab' ich mich abgemüht.

3. 7. Ach nichts, als nur zu sterben,
Nichts, Molly, wünsch' ich mehr.

2. St. 3. 1. Du wärst mir zwar ein Becher,
Von Heilungsläbsal voll. —

Nur — daß ich armer Schächer
Nicht ganz ihn trinken soll!
Ihn, welches so viel Süßes,
So Himmelsüßes hat!
Doch — hätt' ich des Gentesse,
Nie hätt' ich dennoch satt.

Woht wäre, } mich zu haben;
Swar wügt' ich }

Den Reich, der mir behagt;
Doch seinen Nektar haben
Die Götter mir versagt.
Den heißen Durst zu stillen,
Fleß' ich vergebens sie.
Doch — tränkt' ich auch nach Wissen,
Gott tränkt' ich dennoch nte.

Swar du blß', mich zu haben,

Zwas wärest du, mich zu haben,

Swar könnte wohl mich haben,

3. 3. Doch seine Bülle haben
 Die Götter mir versagt,
 Den heißen Durst zu stillen,
 Fleiß' ich vergebens sie.
 Und — tränk' ich auch nach Willen,

3. 7. Ja, tränk' ich u. w.
-

Die Umarmung.

(z. Theil, 178. Seite.)

4. St. 3. 3., Und sogar u. w.

6. St. 3. 3. Fluch vermach't sey jedem Erben,
 Fluch verkündigt sey dem Erben,
 Fluch vernachen wir dem Erben,

12. St. 3. 2. (1789). Nicht vom Argwohn mehr gestört.
-

Himmel und Erde.

(z. Theil, 38. Seite.)

1. St. 3. 2. (1789). Heiß' ersehnter Glückt.

3. St. S. 1. (1789). Für den Wurm, der meiner Tage
 Rosenblüthe giftig sticht!
 Dessen Schmerz ich in mir trage,
 Den ich Arzt und Priester frage.
 Aber ach! das hilft mir nicht.

(An Molly. Sonst: An Adoniden.)
 (2. Theil, 39. Seite)

1. St. 3. 2. Mag alle Herzen dir gewinnen?
 Bwar wissen es die Huldgöttinnen,
 Allein sie sagen's Nienand an.

Die Eine.

(2. Theil, 59. Seite.)

1. St. 3. 3. Warum, warum ist Eine nur und Eine
 { Bei Tag und Nacht dein ewiges Gedicht?
 { Dein einziges, dein ewiges Gedicht?

Ueberall Molly und Liebe.

(2. Theil, 60. Seite.)

3. St. S. 1. Aber so geheim ist kein Revier,
 Nirgends ist ein Felsenspalt so öde,
 Daß nicht Liebe mich auch hier befehde;

Das hohe Lied u. w.

(2. Theil, 76. Seite.)

z. St. 3. 6. Wie aus tiefer Ohnmacht Banden,
 Wie aus langer dumpfer Nacht,
 Mit Bekommenheit durchwacht,
 Fühlt er froh sich auferstanden
 Zu des Tages Licht und Pracht.

Wie aus hoffnunglosen Banden
 In des Kerkers dumpfer Nacht,
 Wie aus tielem Sclavenschacht,
 Fühlt er froh sich auferstanden
 Zu des Frühlings Licht und Pracht.

3. 7. { Wie aus dumpfer Kerternacht,
 } Oder aus Potosis Schacht,
 { Wie aus tielem Sclavenschacht,
 Wie aus dumpfer Todesnacht,
 Fühlt er froh sich auferstanden
 Zu des Tages Licht und Pracht.

4. St. 3. 7. Welche nur ein Hauch erlebt,

3. 9. Sollst du deren Ehre tragen,

5. St. 3. 1. Triumphirend offenbaren
 Sollst du auch des Mannes Muth,
 Der entnommen den Gefahren,

Im Triumph auch offenbaren:

3. St. Zwischen Lieb' und Treue ruht,

In des Wunsches Heimath ruht.

Bei dem besten Weibe ruht:

6. St. 3. 9. Auf des Landes Segensfüsse,

7. St. 3. 8. Einst mit Herzengangst (Seelenangst) und
Noth,

Noch mit Sturm und Regengusse
Schwarzer Ungewitter droht.-

8. St. 3. 9. O, wie seliges Willkommen

Welch ein seliges Willkommen

9. St. 3. 9. In des Schummersgoites Wette

12. St. 3. 2. Konnt' ich, wie von Bagdad's Thron,
Uebet Millionen schatten?

Hatt' ich, ihrer Hild zum Lohn,
Millionen vorzuhalten?

3. 5. Wie Latone's schöner Sohn?

14. St. 3. 6. In der Freude Rosensstraße
Hätte Hymen, sie umschwebt,

Und als lobt ihr gewest,
Wie es in Kronion's Saale

3. 7. Hätte Hyppen's Kunst umschwecht,

25. St. 3. 2. Göt' es auch des Wohlseyns Rest,

3. 4. Mit der Fülle der Gedanken,

3. 6. Liebend, voll Bekümmernisse,

28. St. 3. 7. Hätten, eisern in der Pflicht,

Welche { keine Stärke
kein Bedrängniß } bricht,

Unholdinnen widerstanden;

Doch die zarte Holdinn nicht! —

Hätten, eisern, keiner Lust,

Keines Schmerzes sich bewußt,

Unholdinnen widerstanden;

Nicht der zarte Holdinn Lust.

3. 10. Nicht der Holdinn zartes Herz.

20. St. 3. 9. Und erlege nicht dem Drange,

Der gewaltigen Begier!

21. St. 3. 2. Gleb mit offnem Sinn u. w.

22. St. 3. 4. Die auf Bächen süßer Thränen

Die bei gavtem Wonnesföhnen

Die der Menschheit besitzt Söhnen,
Aus der Brust die Seelen ziehn.

23. St. 3. 9. Dass sie in der Lust verglimme,
23. St. 3. 7. Wo in Ein Gefüht allein

24. St. *) 3. 4. Was, obwohl so überschwenglich,
Doch der Sinne Durst nur stillt.

3. 5. Alle meine Sinne füllt.

Meinen ganzen Sinn erfüllt.

Aller Sinne Erlebe stillt.

*) Diese Stanze ist ganz neu hinzugekommen. Anfangs sollte sie zwischen die 23. und 24. der Ausgabe vom Jahre 1789 bloß eingeschoben werden. Nachher wurden die 24. und die Hälfte der 25. Stanze in jener ersten Ausgabe völlig verworfen, nachdem sie schon auf folgende Art verändert waren.

24. St. 3. 1. Blick empor vom Erdenthale,
Was auch Florens Hand es frdnst!
Sonne dich mit mir im Strahle,
Der herab vom Göttersaal
Diesen Frühling überglänzt!
Wahr, es weilt des Fenzes Wonne,
Es (Vald) verärrt Autumnus Horn,
Wir verschwelgen Most und Korn;
Aber nie versiegt die Sonne,
Gottes goldner Segensborn.

25. St. 3. 1. Wie die Sonne durch die Jahre,
Durch den Wechsel aller Zeit,
Leuchtet das Unwandelbare,
Götterlichschöne, Gute, Wahre
Dieser Geist in Ewigkeit.

8. 7. Wies, was von Erde entsteht,
 Und zur Erde wieder geht! —
 Nur das Himmelsche soll gelten,
 Das zur Gottheit sie erhöht.
 Das die Erdenhülle umfängt.

25. St. S. 10. Heißer Wünsche u. w.

32. St. Zwischen dieser und der 33. ist eine Strophe,
 die sich in der ersten Ausgabe befand,
 weggelassen. Sie war anfänglich also
 verbessert:

Gelingt mir nicht das Lied von Andern!
 Andre sind für mich nicht da,
 Soll' ich auch, gleich Alexander'n,
 Durch die Welt erobert' wandern,
 West und Ost hin, fern und nah.
 Andre ziehen andre Herzen
 Unerklärbar nach sich hin.
 Wenn ich erst wie Andre bin,
 Dann sind ihre Lust und Schmerzen
 Lust und Schmerz auch meinem Sinn.

37. St. 3. 3. Und erstatt' auf offnem Plane,

41. St. 3. 4. Ewig strahlen deine Flügel.

An-dre-Biene-n.

(2. Theil, 132. Seite.)

2. St. S. 5 (1789). Jener ausgeehrte Hüsse
Wird nicht wieder angefüllt;
Aber nie versiegt die Fülle,
Die aus diesem Kelche quillt.

An-August Wilhelm Schlegel.

(2. Theil, 136. Seite.)

3. St. 3. 3. Leicht und fest dein Flug, wie Sphären-
gang.

Und sein Schweben wie Planetengang.

Heloise an Abelard.

(2. Theil, 174. Seite.)

S. 43. In der Einsamkeit mein u. w.

S. 185. (Poetische Blumentese für das Jahr 1793).

Kannst du noch dir in die Seele rufen
Jenen feierlichen Trauertag,
Als gestreckt auf des Altars Stufen
Tugliches von uns ein Opfer lag?
Als bei tausend Thränen hoch und theuer

Warme Jugend sich der Welt entschwur? —
Dennoch, ach! empfing der Weiheschleier
Seinen Kuß von kalter Lippe nur.

Kannst du jemals, kannst du ihn vergessen,

3. 189. Eine Thränen, da sich hoch und thener
Warme Jugend laut der Welt entschwur,

Sinnesänderung.

(2. Theil, 256. Seite.)

2. St. 3. 2. (Poetische Blumentese für das Jahr 1794.)
Schön wie der Gott der Neben.